



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 1.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Januar 1883.

**Inhalt:** Die Schreckenstage von Alexandrien. — Siam, seine Apostel und Märtyrer. — Die Klosterfrauen von Quebec. — Eine Reise nach Uboos und Uigova an der Ostküste Afrikas. — Nachrichten aus den Missionen: Japan; Vorderindien; Nordamerika. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Maron, der jugendliche Bekenner aus dem Libanon

### Die Schreckenstage von Alexandrien.

(Bericht P. de Dianous' S. J.)

Endlich erhalten wir die letztes Jahr schon versprochene Schilderung der tragischen Episode, welche die Missionäre der Gesellschaft Jesu in Alexandrien während des Bombardements durchzuleben hatten. Freilich fallen diese Ereignisse in den Beginn eines Krieges, der inzwischen bereits seinen Abschluß fand. Sie sind aber so außerordentlich und gleichzeitig so lebendig erzählt, daß wir keinen Augenblick zögern, dieselben auch jetzt noch unsern Lesern vorzulegen.

„In der Morgenfrühe des 10. Juli erhielten wir die zuverlässige Kunde, das Bombardement werde in der folgenden Nacht eröffnet werden. Wir lasen alle die heilige Messe zu Ehren der seligen Jungfrau unter dem Titel ‚Hilfe der Christen‘; dann versammelte ich die kleine Genossenschaft um mich, erklärte ihnen die Lage und schickte sie an Bord eines Schiffes. Ich selbst wollte bleiben, um unser Missionshaus zu beschützen, und P. Méchin bat mich dringend, meine Gefahren theilen zu dürfen. Derselbe ist als unerschrockener Mann bekannt; so gewährte ich mit Freuden seine Bitte. Ich machte dann einige Besuche bei den Lazaristen, im Spital und bei den Franziskanern. P. Méchin, der vor seinem Eintritt in den Orden den Krieg von 1870 als Adjutant mitgemacht hatte, kaufte in einer Apotheke die notwendigen Arzneien und Verbandzeug; man mußte auf Alles gefaßt sein. Dann kamen der Reihe nach fünf Familien zu uns und baten um eine Zufluchtsstätte. Barmherzigkeit bringt Glück und findet ihren Weg in das Herz Gottes: so ließ ich die Zimmer des Erdgeschosses für die Leute räumen. Um nicht zu verhungern, kaufte ich einen tüchtigen Vorrath Brod. Den Tag über grub man eine Art Nothkassematte in unserm Garten, einen tiefen Graben, den man mit einer starken Lage Erde zudeckte; dieser be-

deckte Gang versprach ziemlichen Schutz gegen die Bomben. Auch verbarrikadete man die Thüren und Fenster der noch nicht vollendeten Kapelle. Unter diesen Vorbereitungen verging der Montag (10. Juli). Abends versammelten sich Alle zum Gebete. Zu Füßen der unbefleckten Empfangenen beteten wir zuerst die Lauretansche Litanei und den Rosenkranz auf arabisch; dann übergab ich feierlich zu dieser Stunde das Haus in den Schutz und Schirm der Mutter Gottes: ‚Sie,‘ sagte ich, ‚muß uns beschützen und mit ihrem Mantel bedecken. Keine Furcht! sie wird die mörderischen Geschosse von unserm Dache abwehren. Was menschliche Klugheit rieth, haben wir gethan; alles Andere wird sie besorgen.‘ Noch gab ich die Weisung, daß die Frauen während der Beschießung den Rosenkranz beten und die Männer die Wache übernehmen sollten, und verbot Allen, ohne meine Erlaubniß eine Waffe zu ergreifen. Dann gingen wir unter dem Schutze Maria's zur Ruhe; kein Kanonendonner störte unsern Schlaf.

In aller Frühe las ich am 11. Juli die Messe der heiligen Engel. Kaum aber war P. Méchin am Altare, so fiel der erste Schuß und verkündete den Beginn des furchtbaren Tages. Eine Beschreibung des Bombardements zu geben, das nicht weniger als zehn Stunden ohne Unterbrechung andauerte, wäre keine leichte Aufgabe; der Pulverdampf, der die Luft erfüllte, das Krachen der einstürzenden Häuser, der gewaltige Donner der Kanonen, der Alles übertönte, und namentlich das zischende Pfeifen der Bomben, welches die Richtung der Geschosse verkündete und Einen unwillkürlich schauern machte: das Alles zusammen ließ uns klar erkennen, daß nur der Himmel uns beschützen konnte. Die Angreifer zielten wenig genau; statt nur auf die Forts, fielen die Geschosse so ziemlich überall nieder. Manche Bomben flogen über unsere Köpfe weg und



plakten wenige Schritte von unserm Garten. Es waren Zuckerhüte von erschrecklicher Größe, 80 Centimeter lang bei einem Durchmesser von 25 Centimeter; ja einige maßen sogar 1,10 Meter Länge und hatten einen Durchmesser von 80 Centimeter.

Gegen drei Uhr Nachmittags hörten wir in unserm bedeckten Gange im Garten Geschrei und Flintenschüsse vor unserm Hause. Wir eilten hin und fanden etwa zehn ägyptische Soldaten in die Hausflur eingedrungen, denen eine Schaar muselmännisches Gefindel mit gewaltigen Prügeln auf dem Fuße folgte. Einer der Fresten schwang eine Gartenhacke in der Faust und zeigte große Lust, mit derselben unsere Schädel einzuschlagen. Wir machten uns einen Weg durch diese Leute, und ich wandte mich an den Anführer der Soldaten: „Ich bin der Obere des Hauses. Was ist Ihr Begehr?“ — „Sie geben den Engländern von der Terrasse aus Zeichen, und einer aus Ihrer Zahl hat auf uns geschossen,“ sagte er. — „Es ist kein Mensch auf der Terrasse und nichts, womit man Signale geben könnte,“ antwortete ich. „Wir waren Alle im Garten und haben keine Waffen. Durchsucht das Haus, alle Thüren stehen offen.“ — Sie begnügten sich, durch die Thüren hineinzusehen, und wagten nicht, irgend einen Hinterhalt fürchtend, einzutreten; sie schienen zufriedengestellt und wollten abziehen. Aber damit war dem Pöbel nicht gedient; er suchte Beute und Rache. Noch während ich mit dem Anführer der Soldaten verhandelte, erhielt ich von hinten mit einem Knüttel einen Schlag auf den Kopf und wurde umgerissen; Einer faßte mich am Varte, Andere versetzten mir Faustschläge in's Gesicht, während mir zwei Soldaten die Arme festhielten. Ich suchte mich loszureißen, erhielt aber noch manchen Puff, namentlich einen Kolbenstoß in den Rücken.

Damit war das Zeichen gegeben; die Räuberbande stürzte sich auf uns; an Widerstand gegen bewaffnete Soldaten war nicht zu denken; zudem hatte man uns überrumpelt, da unser „Boab“ (arabischer Pförtner) verrätherischer Weise, ohne uns zu fragen, die Thüren geöffnet hatte. P. Machin wurde ebenfalls ergriffen; als ich mich nach ihm umschaute, sah ich ihn mit Blut bedeckt, das aus zwei Wunden an der Stirne und nahe an den Schläfen rieselte. Nur seine Willenskraft hielt ihn aufrecht, sonst wäre er zu Boden gestürzt und das hätte das Zeichen zu einem allgemeinen Gemetzel gegeben. Vier Männer, die wir gastlich aufgenommen hatten, theilten unser Loos; alle waren mit Blut bedeckt. So wurden wir mit zerrissenen Kleidern und baarhaupt unter der glühenden Zulksonne von den Soldaten durch die Straßen geschleppt, der Pöbel verfolgte uns höhrend, leerte dabei unsere Taschen und fand noch Gelegenheit, uns ab und zu einen Faustschlag zu versetzen. „Man muß diese Christen hunde tödten, welche Muhammed verabscheuen,“ schrie mich ein Rasender an. „Du hast schlecht von Muhammed geredet, Du hast gegen ihn geschrieben!“ Dabei machte er mir die Geberde des Halsabschneidens. Wir erkannten in diesen Worten die wahre und trostreiche Ursache unserer Gefangenschaft.

Nach einem solchen viertelstündigen Triumphzuge erreichten wir den „Caracol“, die Wachtstube des Quartiers Altarine, wo wir ein vorläufiges Verhör zu bestehen hatten. Nur einem Dolmetscher, der italienisch redete und dem unsere Behandlung Mitleid einzusößen schien, haben wir zu verdanken, daß wir hier nichts Schlimmeres als die feindseligsten Blicke zu ertragen hatten. Mit Mühe hielt man die Soldaten zurück, die uns in Stücke hauen wollten. Der Befehlshaber wollte uns in das Gefängniß der gemeinen Verbrecher schicken; es ist kaum zu bezweifeln, daß dieselben aus Wuth gegen die Fremden uns erwürgt hätten. Unser braver Dolmetsch widersetzte sich dem. „Sie dürfen diese Leute nicht in's Gefängniß werfen,“ sagte er; „das erlaubt ihr Stand nicht.“ — Bei diesem Anlasse und in der Folge noch öfter bemerkten wir, daß unser Ordenskleid den Leuten Achtung einflößte und uns von großem Nutzen war. Die Worte des Dolmetschers machten den Befehlshaber ruhiger und er beschloß, uns nach der „Zapthie“ oder Polizeipräfektur zu schicken.

So wurden wir denn abermals von Soldaten geführt und von

allen Eingebornen, die uns erblickten, beschimpft, wie Verbrecher durch die Straßen geschleppt. Noch immer donnerten die Kanonen und setzten die Bomben ihr Werk der Zerstörung fort. Auf unserm Schmerzenswege sahen wir da und dort Geschosse neben den Mauern, in welche sie ungeheure Spalten gerissen hatten. Welches mochte unser Loos sein? Wie mochte es in unserm Hause aussehen, in welchem nur noch Frauen und Kinder mit unsern arabischen Arbeitern zurückgeblieben waren, die uns verrathen hatten? Diese Gedanken erfüllten uns mit Angst und verbitterten noch um viel den Reiz unserer Schmerzen.

Nach 20 bis 25 Minuten erreichten wir die Zapthie. Wir trafen daselbst etwa 15 Europäer, mit Blut bedeckt wie wir, und alle unter demselben Vorwande verhaftet, dessen man sich auch bei uns bediente. Wir hatten ein neues Verhör zu bestehen; dann wurden wir endgiltig als Gefangene in der Polizeipräfektur eingesperrt. Will man sich unser den Engländern gegenüber als Geiseln bedienen und wird es uns ergehen wie den Opfern der Commune in Paris? Wir konnten es nicht wissen und die wilden Blicke unserer Wächter erfüllten uns durchaus nicht mit übergroßem Vertrauen. Umsonst verlangten wir Wasser, um unsere Wunden zu waschen; wir mußten das Blut auf den Narben eintrocknen lassen. Dazu entstellte Schweiß und Schmutz unser Gesicht. Von Zeit zu Zeit brachte man neue Opfer, alle verwundet und entstellt wie wir und alle in ihren Häusern verhaftet unter der gleichen lächerlichen Beschuldigung, sie hätten den Engländern Signale gegeben. Am Abend betrug unsere Zahl 27 und am folgenden Morgen stieg dieselbe durch neuen Zuwachs auf 49.

Die Zapthie ist ein von vier Straßen umschlossenes Gebäude in der Nähe des Hafens. Vor der Hauptpforte ist eine Halle, zur Linken eine breite Treppe, welche in die obere Stockwerke führt; gerade aus tritt man durch ein Thor in einen viereckigen Hof, in welchen acht Thüren von ebenso vielen Gefängnissen sich öffnen. Diese Kerker waren voll von Dieben und Mördern, dem Abschaume der Stadt, die man in diesen Tagen der Unordnung aufgegriffen hatte; wahrscheinlich hatten viele aus ihrer Zahl sich an den Mordthaten des 11. Juni betheiligt. Da das Zellenystem in Ägypten etwas Unbekanntes ist, so waren alle diese Galgenvögel und Halsabschneider zusammen. Auf's Höchste erregt durch den Kanonendonner und den Anblick der Karren, welche mit Verwundeten und furchtbar entstellten Leichen beladen an ihren vergitterten Fenstern vorbeifuhren, befanden sie sich im Zustande äußerster Erbitterung und stießen ein Wuthgeheul aus, welches das Schlimmste befürchten ließ. Um sie in Ordnung zu halten, griffen die Soldaten von Zeit zu Zeit einen der Rasendsten heraus und verabreichten ihm 40 Stockschläge auf die Fußsohlen. Manche hielten diese Hiebe aus, ohne ein Auge zu verziehen, während Andere, nicht so hartgejottene, dabei in lautes Geschrei ausbrachen. Glücklicher Weise hatten die Behörden noch so viel Anstandsgefühl, daß man die Europäer nicht mit diesen Banditen zusammensperrte; man schickte sie Anfangs in einen schmutzigen, kleinen Gang des ersten Stockes, wo sie wie Häringe zusammengepfercht wurden.

Als wir ankamen, durchschritten wir diesen Corridor; man ließ uns in einen Saal treten, der dem Polizeipräfekten und seinen Schreibern als Arbeitszimmer diente; es befanden sich zwei Tische darin und ein Divan. Nach dem Verhöre bewog die Achtung vor unserm Stand die Wächter, daß sie uns nicht aus diesem Saale vertrieben; alsbald konnten wir auch unsere Leidensgefährten an dieser Günst theilnehmen lassen. Beim Einbruche der Nacht brachte ein alter Brummbar von Soldat für jeden Gefangenen ein kleines arabisches Schwarzbrot; das war unsere Portion und unsere ganze Mahlzeit für jenen und den folgenden Tag. Was das Bett angeht, so behelf sich jeder, so gut er konnte; wir hatten nicht einmal den Bündel Stroh, ohne welchen man sich sonst in den Erzählungsbüchern keinen Kerker denken kann; die kalten Steinplatten des Fußbodens waren unser Lager, denn was ist ein Divan, zwei Tische



und einige Stühle für 27 Personen? Ein Soldat mit aufgezacktem Bajonette bewachte uns; so oft die Wache wechselte, wurden wir Mann für Mann gezählt. Eine düstere Lampe verbreitete unsicheres Zwielicht in dem Corridore; in dieser Beleuchtung nahm Alles etwas Phantastisches, Schattenhaftes an; ängstigende Bilder und schwere Träume füllten unsern oft gestörten Halbschlummer. Es war mir gelungen, meine Uhr vor dem Diebstahlsgefinde zu bewahren; jeden Augenblick fragten mich meine Gefährten nach der Zeit; Alles sehnte sich nach dem ersten Strahl der Morgenröthe. Was der kommende Tag bringen würde, wußte man freilich nicht; aber die Hoffnung, welche das Herz des Menschen nicht leicht verläßt, wünschte ihn herbei; dann bringt das Licht selbst eine gewisse Zuversicht mit sich, welche den Menschen erhebt und ihm verleiht, der Gefahr muthiger entgegenzutreten.

Endlich kam der Tag; heller Sonnenschein erleuchtete den Raum. Man gab sich Mühe, die geräderten Glieder nach den Strapazen dieser Nacht wieder dienstfähig zu machen. Die Stimmung blieb aber eine viel gedrücktere als am verflossenen Abende. In der Stille der Nacht war Allen die gefahrvolle Lage, in welcher wir schwebten, zum Bewußtsein gekommen. Man rebete wenig; überall sah man ernste und nachdenkliche Gesichter. Doch es gab nichts Neues; der Kanonendonner schwieg, und dieses Schweigen war uns ein günstiges Vorzeichen. „Da die Engländer nicht mehr schießen,“ sagten wir zu einander, „so muß der Friede geschlossen sein; im entgegengeetzten Falle hätten wir Alles zu fürchten.“ Da erfahren wir, daß eine Dampfpistole geheizt wird; man sagt uns, sie gehe zum Rhebivenspalaste Dras-el-tin, der brenne. In der That sahen wir eine große Menge Volk und Soldaten in der angegebenen Richtung vorüber-eilen. Da fallen gegen zehn Uhr Morgens der Reihe nach sechs Kanonenschüsse. Wir sehen uns an, und manches Antlitz erbleicht. „Es ist vorbei,“ riefen Einige; wir werden dieses Gefängniß nicht lebend verlassen.“

Während dieser Ereignisse brachte man neue Gefangene zu uns; sie waren entseßlich mißhandelt; einem hatte man die Hirnschale halb zerschmettert. Der Sekretär des Polizeipräsidenten kam, um die Neuangekommenen aufzuschreiben. Auf unsere Fragen antwortete er mit Zornausbrüchen. „Darf man so Krieg führen?“ schrie er. „Ein Brand bricht aus, und wenn sich eine dichte Volksmasse zum Löschen versammelt hat, so schießt man mit Kartätschen drauf! Wir haben heute mehr Tode als gestern!“ Wirklich sahen wir bald an unsern Fenstern blutige Karren voll Leichen vorbeirollen, und wir hörten das Nachgeschrei einer rasenden Menge. Jeder machte sich dabei seine eigenen Gedanken, und wahrlich, sie waren nicht sehr fröhlich. Wir fühlten, daß die Entscheidung nahe. „Gott mag über uns verfügen: wir haben ihm das Opfer unseres Lebens gebracht,“ so dachten wir, und der Gedanke an den Tod schreckte uns wenig. Wir glauben die Ruhe, welche uns niemals verließ und welche uns so nöthig war, um den Muth unserer Mitgefangenen aufrecht zu halten und sie zum Tode vorzubereiten, den Gebeten unserer Mitbrüder verdanken zu müssen. Es war dieses eine ganz besondere, kostbare Gnade, für welche wir Gott nie genug danken können.

Gegen Mittag herrschte große Aufregung im Gefängniß. Man vertheilte Patronen an die Wächter und sie luden ihre Gewehre. „Ihr werdet sofort hinabgeführt,“ sagte uns ein Soldat in barbarem Tone. „Aber wartet noch einen Augenblick; rührt euch nicht vom

Flecke, bis ich wiederkomme und euch rufe!“ — Einen Augenblick später hörten wir lautes Geschrei aus dem untern Gefängniß erschallen; es waren die Diebe und Mörder, denen man die Freiheit schenkte und die jetzt voll Jubel zur Plünderung in die Stadt eilten. Einen Augenblick fürchtete ich, man werde sie zu uns herauslassen. Dann durchschaute ich den Plan unserer Wächter: man wollte uns zu gleicher Zeit mit ihnen freilassen, d. h. man wollte uns durch diese Horde im Augenblicke, da wir die Straße betreten würden, niedermeßeln lassen und gleichzeitig die Verantwortung für unsere Ermordung von sich abwälzen. Die Geschichte der Geiseln von Paris fuhr mir durch den Kopf: „Geschwind!“ rief ich also, „laßt uns keinen Augenblick verlieren! An's Werk, wer das Herz auf dem rechten Flecke hat. Wir müssen uns verbarrikadiren!“

Gesagt, gethan. Im Nu ist die Thüre mit dem Divan, den Tischen, den Stühlen verrammelt und Alle stemmen sich entschlossen wider das zur Noth errichtete Bollwerk. „Laßt uns festhalten, bis die Engländer kommen,“ sagten wir, „dann sind wir gerettet.“ Das Gerücht, die Engländer landeten, hatte nämlich unsere Soldaten verwirrt. Leider war es falsch. Wenn die Engländer an jenem Abende gelandet wären, so wäre auch die Stadt vor Raub und Brand verschont geblieben. Welche Verwünschungen gegen die Engländer mußte ich wegen dieses mehrtägigen Zauberns hören!

Wir hatten uns kaum eine Viertelstunde verschanzi, als die Soldaten zurückkamen und unsere Thüre verrammelt fanden; es hagelte Kolbenstöße wider die Bohlen; wir ließen keine Stille ver-lauten. „Öffnet!“ schrien sie. „Festgehalten!“ sagten wir leise zu einander. Nach längerem Schlagen und Stoßen war die Thüre auf dem Punkte, in Stücke zu gehen. „Wir wollen euch kein Leid zufügen!“ riefen die Soldaten. Was konnten wir thun? wir mußten öffnen. Kaum war sie halb offen, so fällt ein Schuß in unsere dicht gedrängte Schaar; die Kugel trifft einen armen Polen in den Rücken; blutüberströmt stürzt er hin. Jetzt ist der panische Schrecken auf seiner Höhe; einer unserer Mitgefangenen verliert den Verstand, springt aus dem Fenster und bleibt todt auf dem Flecke liegen. Wir sahen nachher seine Leiche mitten in der Straße. Die Soldaten trieben uns hinaus und führten uns die große Treppe hinab, welche in die Vorhalle mündet. Die ganze Schaar von mehr als 40 Gefangenen war auf der Treppe eng zusammengebrängt; voraus gingen einige bewaffnete Soldaten und hinter uns ebenfalls Wächter, die blank gezogen hatten und ihre Klingen über unsern Köpfen blitzen ließen; sie drängten uns voran, und wir konnten ihnen nicht rasch genug gehen. Man hatte vielleicht die Absicht, uns auf die Straße hinauszujagen; aber es scheint etwas dazwischen gekommen zu sein. Unten angekommen, riefen unsere Wächter: „Wohin sollen wir mit ihnen?“ — „In den innern Hof,“ sagten die Anführer. „Von den Fenstern des ersten Stockes aus können zwei Mann sie bequem niederschließen, wenn es nöthig ist.“

Als wir dieses hörten, gaben P. Méchin und ich uns gegenseitig die heilige Lossprechung. Dann rief ich mit lauter Stimme: „Wenn wir sterben müssen, so wollen wir als Christen sterben: erwecket einen Akt der Reue, wir wollen euch die heilige Lossprechung ertheilen!“ Alle fielen auf die Kniee und empfingen mit Andacht die feierliche Lossprechung, die wir angeichts der Anhänger des falschen Propheten mit lauter Stimme spendeten.“

(Schluß folgt.)

## Siam, seine Apostel und Märtyrer.

Vor fünfzig Jahren noch war Siam, das hinterindische „Reich der Mitte“, für uns ein fast unbekanntes Land. Umgeben von einer „fiamesischen Mauer“, nicht aus Quadersteinen, sondern aus beinahe undurchdringlichen Wäldern, in denen selbst der kühnste und stärkste Europäer oft nach einer einzigen Tagreise schon dem giftigen und tödtlichen Waldfieber er-

liegen muß, gewährt Siam fast nur durch das Deltathor seines Riesenstromes Menam Eingang in seine paradiesisch schönen und fruchtbaren Gefilde. Ja, paradiesisch schön ist Siam und fruchtbar, wie kaum ein anderes Land der Erde, so versichern uns die Reisenden, denen es gelungen ist, auf der 500 Stunden langen und 400 Meter breiten Wasserstraße des Menam



von der wie eine Sonne strahlenden Hauptstadt Bangkok im Süden hinaufzufahren in die ewige Nacht des Urwaldes im Norden. Herrliche, immergrüne Wälder auf allen Bergen und Hügeln, durch welche nur der stärkste Elefant Bäume entwurzelnd sich Bahn brechen kann und in deren wilder Einsamkeit der Tiger als Jagdkönig herrscht; unabsehbare Ebenen mit üppigen Reis- und Zuckersfeldern, die, von dem siamesischen Nil bewässert, durch ihre Doppelernte keinen Mangel aufkommen lassen; zahllose Thäler von kristallklaren Bächen und fischreichen Flüssen durchschlängelt, von Palmenhainen, Tamarinden und Bananen beschattet, in deren Zweigen Schaaren von Vögeln in buntem Gefieder sich schaukeln, unter deren kühlem Laubdach Schaaren von Silberkranichen, Reihern und Ibissen wohnen, während in der lauwarmen Fluth das Krokodil mit glühendem Auge die Sprünge der Affen verfolgt; ein riesiger Garten, in welchem auf blauer, spiegelglatter Fluth Tempel und Paläste, Häuser und Röhre nach Tausenden fröhlich umherschweben: das ist Siam.

Es ist aber auch, wie kein zweiter Fleck der Erde, das Land der Gegensätze, der Widersprüche und der Räthsel. Denn trotz seiner tausend Tempel und tausend Klöster mit den hunderttausend Buddha-Priestern und Mönchen, vor denen jeder Siamese voll Ehrfurcht sich zu Boden wirft, ist es doch ein Land ohne Gottesfurcht und Sittlichkeit. Hier predigen die hunderttausend buddhistischen Mönche dem Volke von dem einen höchsten Gott und Herrn des Himmels, Buddha; dort knien sie vor der wohl 16 Meter hohen goldbedeckten Statue desselben, und heimgekehrt von Predigt und Unterricht, wirft sich das Volk anbetend nieder vor einem Baum, vor einer sonderbar verschlungenen Wurzel, vor einem Stein. Siam oder Siam d. h. das Land der braunen Männer, nennt sich selbst mit Vorliebe und mit Stolz Muang-Thai, d. h. das Königreich der freien Männer, und von den sechs Millionen Bewohnern des Landes sind mehr denn zwei Millionen leibeigene Sklaven, die von ihren Herren wie das Vieh zu Tod geschunden, wie das Vieh verkauft werden. Und die freien Männer, welche heute noch hundert Sklaven vor sich hertreiben, können morgen wegen einer nichtbezahlten Schuld oder auf Befehl des Königs selber Sklaven sein. Vor diesem König liegen alle freien Männer, Fürsten und höchste Staatsbeamte auf den Knien und auf dem Bauch, und dort geht ein Prinz des königlichen Hauses, der Sohn einer der achthundert Frauen des Königs,

in Lumpen gehüllt, mit der Axt auf der Schulter, um durch Holzhacken sein Brod zu verdienen, während neben ihm der kleine Prinz der ersten Königin vom Kopf bis zu den Füßen so mit Gold und Edelsteinen beladen ist, daß er unter der schweren Last kaum gehen kann. In einem von Gold und Elfenbein strotzenden Palaste mit hundert Sälen und Prunkgemächern, umgeben von tausend Wachen, thront und wohnt der „große König“, „der Sohn des Himmels“, die „Kraft Gottes“, das „Ebenbild der Sonne“, und in elendem schmutzigem Brettergebäude, auf hohen Balkenstämmen, mitten in Schlamm und Unrath haust sein erster Kanzler und höchster Würdenträger des Reiches. Aber neben dem Palaste des Königs steht ein anderes, eben so prächtiges Schloß mit herrlich getäfelten Zimmern; da wohnt der weiße Elefant, das heilige Thier, der Schutzgeist des Landes, dem zahlreiche Wärter und Diener auf silbernen Schüsseln knieend das Futter reichen, dem der Leibarzt des Königs täglich Besuch abstattet, und vor dem alle Beamte des Staates sich neigen und niederwerfen, wie vor dem Könige selbst. Und doch ist der Elefant auch das allergemeinste und gewöhnlichste Hausthier jedes Siamesen, dem er Lasten auflegt und auf dem seine Sklaven reiten.

Und diese Könige, die meistens dem Christenthum günstig und geneigt waren, dieß Volk, das von allen Seiten den Missionären zurief: Verschafft uns Religionsfreiheit, und wir werden Christen! — diese Könige und dieses Volk haben doch niemals das Christenthum angenommen. Siam hat niemals eine so blutige Christenverfolgung erlebt, wie Tongking, wie China und Japan; und doch hat es seit den Zeiten des hl. Franziskus Xaverius bis heute noch keine so zahlreiche und blühende Christengemeinde gehabt, wie jene blutgetränkten Länder. Erst in letzter Zeit ist es anders geworden. Mit dem verachteten Theil der Bevölkerung, mit den eingewanderten Chinesen, dem Abschaum von China's Auswürflingen, mußten die Missionäre beginnen

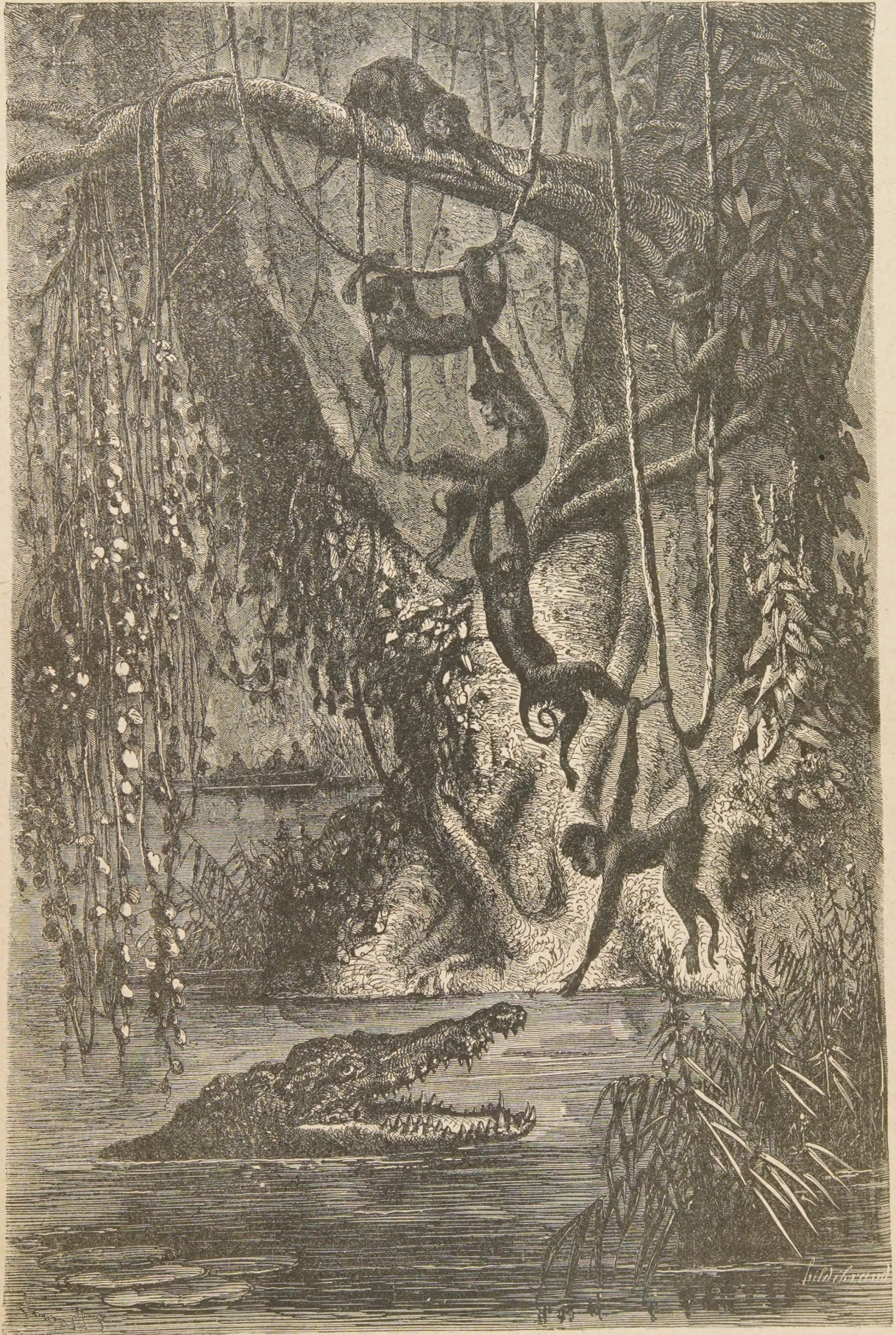


Siamesischer Kronprinz.

völlkerung, mit den eingewanderten Chinesen, dem Abschaum von China's Auswürflingen, mußten die Missionäre beginnen

<sup>1</sup> Das gegenüberstehende Bild wurde von dem französischen Reisenden Mouhot entworfen, welcher im Jahre 1858—1861 das Innere Siams besuchte. Wie er berichtet, soll es ein sehr ergötzlicher Anblick sein, wenn oft ganze Ketten von Affen sich an den Lianen bis auf den Wasserspiegel herablassen und die zahlreichen Krokodile necken, bis einer aus ihrer Schaar seiner Frechheit zum Opfer fällt. Dann flüchten die andern heulend und schreiend in die Wipfel der Bäume.





Flußlandschaft aus dem Urwalde von Siam<sup>1</sup>.



und an ihnen zeigen, was der christliche Glaube aus einem verkommenen Geschlechte zu machen vermag. Und nun, wo der Anfang gemacht ist, wo eine reiche Ernte zu winken scheint, jetzt droht englische Habsucht, französische Herrschsucht und amerikanisches Sektenwesen das Werk der katholischen Missionäre zu gefährden. Allein wir wollen nicht vorgreifen, sondern jetzt tiefer eindringen in dieses räthselhafte Land und mit einer kurzen geographischen Beschreibung beginnen.

### 1. Das Land und seine Bewohner.

Das Königreich Siam oder Thay, wie es ehemals hieß, ist der größte von jenen vier indo-chinesischen Staaten, welche die hinterindische Halbinsel bilden und welche sich fast bis in die neueste Zeit sowohl von China als von den europäischen Handelsroberern unabhängig erhalten haben. Siam selbst, in der Mitte der Halbinsel gelegen, mit einem Flächenraum von 14 600 Quadratmeilen und sechs Millionen Einwohnern, erstreckt sich vom 5.° bis zum 22.° nördl. Breite und vom 96.° bis zum 107.° östl. Länge, hat somit ein ganz tropisches Klima. Im Norden grenzt Siam an das Königreich Birma (oder Burma), im Westen an die von England im Kriege von 1853 eroberten Küstenstriche, das sogen. Britische Birma, im Osten an das Kaiserreich Annam, im Süden an Cambodscha und den Golf von Siam.

Indo-chinesisch heißen diese Reiche, weil die Bevölkerung derselben zumeist aus Hindu und Chinesen gemischt ist. Ursprünglich scheint ein dunkelfarbiger Menschenstamm auf der ganzen Halbinsel geherrscht zu haben. Mongolische Eroberer aber, vom Norden kommend, drängten die Ureinwohner, von denen jetzt noch Überreste in Cambodscha wohnen, gegen Süden auf die Inseln. Zugleich mit den Mongolen wanderten von Nordwesten her die Hindu ein und besetzten die fruchtbaren Flußthäler des Saluen und Menam. Auch heute noch, wo die Einwanderung aus China fortbauert, ist die Bevölkerung aus Hindu und Chinesen gemischt, und zwar wohnen im Westen der Halbinsel vorwiegend Indier, im Osten Chinesen; die langgestreckte Halbinsel Malacca im Süden ist von Malaien bewohnt.

Als die Portugiesen zuerst erobernd in Indien auftraten, gelang es ihnen nicht, in Hinterindien so festen Fuß zu fassen, wie in Vorderindien; nur Malacca war portugiesische Kolonie. Die Engländer eroberten im Jahr 1826 von Vorderindien aus die Küstenstriche Aracan, Martaban und Tenasserim, und im Jahr 1853 noch die Provinz Pegu, welche bis dahin zum birmanischen Reich gehört hatten.

Die Reiche Birma, Siam, Annam und Cambodscha hatten sich zwar schon im Laufe des 16. Jahrhunderts gebildet, doch in der Folge durch beständige innere Kriege vielfache Veränderungen erlitten. So hatte z. B. ein Emporkömmling, Namens Momptra, ursprünglich ein birmanischer Bauer, sich zum Heerführer emporgeschwungen und an der Spitze seiner Truppen im Jahr 1757 die Landschaften Birma, Pegu, Ava und Aracan zu einem großen birmanischen Reiche vereinigt. Im Osten dagegen hatte ein ähnlicher Bandenführer, Gialong, die Provinzen Tongking, Cochinchina und einen Theil von Laos im Norden und von Cambodscha im Süden zum Kaiserthum Annam vereinigt. Siam, welches in der Mitte lag und seit 1300 unter eigenen Königen zu großer Blüthe und Cultur gelangte, war den Einfällen und Angriffen seiner Nachbarn im Westen, Norden und Osten beständig ausgesetzt. Namentlich

war ein Krieg, der im Jahr 1759 zwischen Birma und Siam ausbrach, für letzteres verhängnißvoll geworden. Im Jahr 1767 wurde die alte Hauptstadt Natchia nach zweijähriger Belagerung von den Birmanen erobert und zerstört; und da die Birmanen einsahen, daß Siam zu ausgedehnt und von ihren Grenzen zu entfernt lag, um ihre Herrschaft über dasselbe dauernd zu begründen, so begnügten sie sich damit, das ganze Land zu plündern und zu verwüsten, die Städte zu zerstören und einen Theil der Einwohner in die Sklaverei zu schleppen. Nach diesem Kriege war Siam nur noch der Tummelplatz unzähliger Räuberbanden, welche einen gegenseitigen Vernichtungskrieg im Kleinen führten. Dieser Zustand war unerträglich und würde den Rest des siamesischen Volkes vernichtet und das ganze herrliche Land wieder der Barbarei überliefert haben, wenn sich nicht ein Retter gefunden hätte. Dieser Held war Pin-Tak oder, wie er sich später selbst nannte, Phaya-Tak, ein geborener Chinese, der zuerst in seiner Vaterstadt Tak und dann im nördlichen Siam als Unterbeamter des letzten Königs einen Posten bekleidet hatte. Pin-Tak, ein gewandter und kühner und äußerst tapferer Mann, sammelte nach dem Abzuge der Birmanen die letzten siamesischen Streitkräfte in Chantaboun am Golf von Siam, im Süden des Reiches. An der Spitze von 10 000 Mann überfiel er den birmanischen Feldherrn Phaya-Nakong bei Bangkok, tödtete ihn, zerstreute sein Heer und nahm ihm die ganze ungeheure Kriegsbeute wieder ab. Er wählte Bangkok zur neuen Hauptstadt und erbaute daselbst eine Festung. Von hier aus eroberte er allmählich alle verlorenen Provinzen zurück, befestigte seine Herrschaft durch Bündnisse mit Cambodscha und Annam, bevölkerte das Land wieder durch Kolonisation und hob Handel und Verkehr. Trotz aller Wohlthaten, die er dem Lande erwiesen, endete seine Regierung nicht glücklich. Durch übergroße Erfolge ward er übermüthig, mißtrauisch gegen seine Umgebung, finster und grausam und verlor dadurch die Liebe des Volkes. Diesen Umstand benützte einer seiner Unterfeldherren, Namens Chakri. Derselbe ließ den König gefangen nehmen und tödten und bemächtigte sich selbst des Thrones im Jahr 1782. Allein auch Chakri starb bald und ihm folgte sein Sohn, unter welchem sich die Kämpfe mit Birma erneuerten. Dießmal jedoch ging Siam als Sieger aus dem Kriege hervor und bewahrte seine Unabhängigkeit. Im Jahre 1811 folgte ein Enkel Chakri's auf dem Throne von Siam. Dieser ließ aus Furcht vor neuen Verschwörungen, wie er vorgab, 117 Prinzen und vornehme Siamesen hinrichten, darunter mehrere Generale, welche an der Seite seines Vaters tapfer gegen die Birmanen gefochten hatten. Das machte ihn beim Volke höchst verhaßt. Gleichwohl war seine Regierung in anderer Hinsicht eine gute. Er schlug die erneuerten Angriffe der Birmanen erfolgreich zurück und brachte auch die unruhigen Malaienstämme im Süden zum Gehorsam. Unter seiner Herrschaft erschien die englische Gesandtschaft unter Leitung des hervorragenden Gelehrten und Diplomaten Sir John Cransford in Bangkok.

Nach dem Tode dieses Königs im Jahre 1824 sollte sein Sohn Chao-Ya-Mongkut ihm in der Regierung folgen. Dießem Prinzen gebührte, als dem Sohne der rechtmäßigen Könige, der Thron. Allein ein älterer Halbbruder desselben, von einer Nebenfrau des Königs abstammend, bemächtigte sich, dießmal auf unblutige Weise, der Herrschaft. Er sprach zu dem erst 20jährigen Mongkut: „Du bist noch zu jung, laß mich einige Jahre regieren; nachher will ich dir die Krone überlassen.“



Der junge Prinz gab nach, und der Usurpator ließ sich unter dem Namen Phra-Chao-Prasat-Thong zum König ausrufen. Einmal auf dem Thron, befand er sich so wohl darauf, daß er nicht mehr an die Erfüllung seines gegebenen Versprechens dachte. Prinz Chao-Ta-Mongkut dagegen, welcher mit gutem Grund fürchtete, sein Bruder könnte ihm einmal nach dem Leben trachten, falls er zur Regierung Stellung nähme, zog sich kluger Weise in eine Pagode zurück und wurde ein Talapoin, d. h. buddhistischer Mönch. Die Regierung des Usurpators war nur durch zwei Ereignisse bemerkbar. Das erste ist ein Krieg gegen die nördliche Provinz Laos im Jahre 1829. Der König dieses Landes wurde gefangen, nach Bangkok gebracht und in einem eisernen Käfig der Mißhandlung und Beschimpfung durch den Pöbel preisgegeben. Er starb bald an den erlittenen Mißhandlungen. Das zweite Ereigniß war ein Kriegszug gegen Cochinchina zu Wasser und zu Land. Derselbe hatte aber keinen andern Erfolg, als daß viele Tausend gefangener Chinesen nach Siam geschleppt wurden.

Als im Anfange des Jahres 1851 der König schwer erkrankte und den Tod herannahen fühlte, versammelte er seinen Rath und die Großen des Reiches und schlug ihnen seinen Sohn zum Nachfolger vor. Allein er erhielt vom ersten Minister die Antwort: „Majestät, das Land hat schon einen andern Herrn.“ Diese Nachricht traf den König wie ein Donner Schlag; er verschloß sich in seine Gemächer und starb kurz darauf vor Gram und Arger. Noch am selben Tage wurde, trotz der Umtriebe seiner Söhne, der verbannte Prinz aus dem Kloster geholt und, nachdem er sein gelbes Mönchsgewand

abgelegt hatte, auf den Thron gesetzt. Er legte sich den Namen Sombetch-Phra-Paramander-Maha-Mongkut bei; allein dieß ist nur sein abgekürzter Name, denn alle Titel Sr. siamesischen Majestät würden eine ganze Seite füllen. Auf diesen König werden wir noch zurückkommen; für jetzt sei nur soviel gesagt, daß die 26 Jahre lange Zurückgezogenheit und ernste Studien abendländischer Wissenschaften und Religion seinen Geist gereift und seinen Charakter veredelt hatten. Er war für sein Land ein gerechter und wohlthätiger Fürst, schätzte abendländische Cultur, proclamirte und schützte die Freiheit aller Religionen und schloß mit England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Amerika Handelsverträge. Der gegenwärtige Beherrscher Siams ist Sombetch-Tschaufa-Chulalongkorn, welcher nach dem Tode seines Vaters Mongkut am 1. October 1868 erst 17 Jahre alt den Thron bestieg. Dieser junge Fürst, von englischen Lehrern erzogen und gebildet, bekundet ein reges Interesse für alle Regierungsgeschäfte und scheint fähig, große Reformen im Innern seines Landes durchzuführen. Auch die freundlichen Beziehungen zu den europäischen Staaten und zu den katholischen Missionären dauern fort, so daß hier wenigstens für die Ausbreitung des Glaubens gute Aussichten vorhanden sind.

Nachdem wir somit die geographische Lage und die Vorgeschichte Siams in Kürze erörtert haben, wollen wir noch Einiges über die Bodenbeschaffenheit des Landes und über die Religion, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner sagen und dann zur Einführung und Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden übergehen. (Fortsetzung folgt.)

## Die Klosterfrauen von Quebec.

(Eine Episode aus der Missionsgeschichte der Huronen.)

### 1. Reiche Frucht eines Missionsberichtes.

Die Geschichte der Huronenmission, deren Anfänge und erste Früchte wir im Laufe des letzten Jahres erzählten, führt uns im Jahre 1639 zu einem ebenso erbaulichen, als für die Bekehrung Canadas folgereichen Ereignisse: es ist die gleichzeitige Ankunft zweier Genossenschaften frommer Klosterfrauen in Quebec. Wir wollen daher die Missionäre in den düstern Waldgründen am Huronensee, wo sie inmitten ihrer Neubekehrten arbeiten und leiden, für einen Augenblick verlassen und im Geiste an die Ufer des Lorenzo, ja nach Frankreich zurückkehren, von wo der Geist Gottes diese ersten heldenmüthigen Jungfrauen berief, daß sie die Glaubensboten mit ihrem Gebete, ihrem Opferleben, ihrer Arbeit am Krankenbette und beim Jugendunterrichte unterstützten.

Gleich die ersten Missionsberichte der Jesuiten aus Canada hatten in Frankreich die wärmste Aufnahme gefunden. In heiligem Wettstreit bewarben sich nicht nur ihre Ordensgenossen um die Huronenmission, sondern selbst zahlreiche Mitglieder verschiedener Frauenorden sehnten sich darnach, das harte und rauhe Loos der Missionäre aus Liebe zum göttlichen Heilande zu theilen, inmitten jener von Schnee und Eis starrenden Wälder Klöster zu gründen und am Unterrichte der wilden Huronenkinder zu arbeiten. Es mangelte nur noch an den hinreichenden Geldmitteln, um das Werk der Liebe und des Seeleneifers auszuführen, und auch dafür sorgte die göttliche Vorsehung.

P. Lejeune hatte in seinem Missionsberichte von 1635 die

Worte geschrieben: „Ach mein Gott! Wenn manche Damen von Frankreich ihre verschwenderischen und thörichten Ausgaben einem so heiligen Werke zuwendeten, welchen Segen würden sie auf ihre Familien herabziehen! Welch ein Ruhm im Angesichte der Engel, das Blut des Sohnes Gottes zu sammeln, um es diesen armen Heiden zuzuwenden! Ist es denn möglich, daß die Güter dieser Erde uns theurer wären, als das eigene Leben? Seht doch! es stehen zarte und im Überflusse erzogene Jungfrauen bereit, mit Freuden ihr Leben dem Spiele der Wogen des Oceans anzuvertrauen; sie sind bereit, zu uns zu kommen, um in einer bitteren Kälte, wie sie die Luft Frankreichs niemals kennt, die Seelen der Kinder aufzusuchen, um Arbeiten zu übernehmen, vor denen selbst Männer zagend zurückweichen: und es sollte sich nicht irgend eine wohlthätige Dame finden, welche diesen Kriegerinnen des allmächtigen Gottes einen Geleitschein ausstellte, welche ihnen ein Haus gründete, in dem dieselben in dieser neuen Welt die göttliche Majestät loben und ihr dienen könnten? Ich kann mir nicht einreden, unser Heiland werde Niemanden zu diesem Werke antreiben.“

P. Lejeune hatte Recht: Gott gab Jemanden diesen frommen Gedanken, und er bediente sich hierzu gerade der soeben angeführten Worte des eifrigen Missionärs. Zwei Damen aus dem höchsten Adel Frankreichs lasen fast gleichzeitig diese selbe Stelle der Missionsberichte von 1635, und beide faßten, unabhängig von einander, den Entschluß, dem lieben Gott in Canada ein Haus für seine Bräute zu bauen. Es waren dieß



die Herzogin von Aiguillon und Madame de la Peltrie. Die erstere dachte an die Werke der leiblichen Barmherzigkeit und faßte den Entschluß, den Hospitaliterinnen von Dieppe in Quebec ein Spital zu bauen, während die letztere, mehr für die Werke der geistlichen Barmherzigkeit besorgt, den Ursulinerinnen eine Erziehungsanstalt für die armen Huronenmädchen gründen wollte. Das gleiche Schiff sollte beide Ordensgenossenschaften in die neue Welt hinübertragen: doch bevor es die Anker lichtete, war noch manche Schwierigkeit zu besiegen; liegt es doch in den Plänen Gottes, daß seine Werke von Anfang an mit dem Zeichen des Kreuzes besiegelt werden.

Wir müssen unsere Leser mit diesen beiden frommen Damen näher bekannt machen. Das Porträt der Herzogin von Aiguillon schmückt heute noch das Sprechzimmer des Spitals von Quebec. Rund um das ovale Bildniß liest man die Worte: „Die sehr erhabene und sehr mächtige Dame Marie von Wignerod, Herzogin von Aiguillon. Das ist die erlauchte Gründerin des Spitals von Quebec. Sie war eine Tochter René von Wignerod's, des Herrn von Pont-Courlai und Olainai, dienstthuenden Kammerherrn des Königs, und Francisca du Plessis, einer Schwester des Cardinals Richelieu.“ Das Porträt zeigt eine Dame von seltener Hoheit und Anmuth, deren einfache Kleidung nur durch Stoff und Schnitt, nicht aber durch verschwenderischen Luxus an den glänzenden Hof Maria's von Medicis erinnert. Schon in früher Jugend zeigte sie eine seltene Frömmigkeit. Zur Jungfrau herangewachsen, wurde sie durch ihren Onkel, den Cardinal Richelieu, den Hofräulein Maria's von Medicis beigelegt und verband sich auf den Wunsch des mächtigen Ministers mit einem jungen Edelmann, Anton von Beauvoir, aus dem Hause der Connétable von Combalet. Der Ehebund war nur von kurzer Dauer; der junge Gatte fand im Jahre 1622 seinen Tod vor den Mauern Montpelliers. „Du, o Gott,“ rief der Bischof von Nîmes in seiner Leichenrede auf die Herzogin aus, „hast jene Bande, sobald sie geknüpft waren, zerrissen, um die Wünsche und Liebe dieser auserwählten Seele einzig an dich zu fesseln; du hast das erste süße Glück mit heilsamer Bitterkeit gewürzt, um sie zu lehren, daß sie keine andere Verbindung suche, als mit deiner königlichen Größe und unwandelbaren Wahrheit.“

Die junge Wittwe beschloß, ihr Leben fürderhin Gott allein zu weihen; sie entfloß heimlich vom Hofe und bat um Aufnahme bei den Carmeliterinnen in Paris. Groß war das Staunen der Welt, groß die Erbitterung ihrer eigenen Familie. Der Einfluß des Cardinals Richelieu, unterstützt von einem Gutachten der Ärzte, nöthigte sie zwar, die stillen Mauern des Klosters wieder zu verlassen; aber nichts konnte sie mehr zu einer neuen Ehe bewegen, und auch in der Welt lebte sie nur den Werken der Nächstenliebe und Frömmigkeit. Sie wurde die Almospenspenderin des Cardinals, der sie, um ihrer Wohlthätigkeit noch reichere Quellen zu eröffnen, mit dem Herzogthum Aiguillon beschenkte. Der große hl. Vincenz von Paul war ihr Seelenführer und entflammte sie immer mehr zur Übung jeder Tugend; namentlich entzündete er in ihrem Herzen das Feuer des Seeleneifers und lehrte sie, durch die Unterstützung der Missionen am ewigen Heile ihrer Mitmenschen arbeiten.

So fielen die Worte P. Lejeune's auf ein wohlvorbereitetes Erdreich. Die Herzogin von Aiguillon glaubte, daß Gott dieselben gerade für sie den Missionär habe schreiben lassen, und

entschloß sich sofort, ein Spital in Canada zu gründen. Ihre Wahl fiel auf die Hospitaliterinnen von Dieppe, und diese eifrigen Ordensfrauen nahmen das Anerbieten der hohen Dame mit der größten Freude an. Dann schrieb sie an P. Lejeune: „Gott hat mir das Verlangen eingegeben, am Seelenheile der armen Wilden mitzuarbeiten, nachdem ich den Bericht gelesen, den Sie verfaßten. Mir scheint, am meisten könnte zu ihrer Bekehrung die Einführung der Hospitaliterinnen in Neufrankreich beitragen, und so habe ich den Entschluß gefaßt, noch dieses Jahr sechs Arbeiter hinüberzusenden, daß sie für diese guten Schwestern das Erdreich urbar machen und ihnen eine Wohnung bauen.“

Am 16. August 1637 wurde die Gründungsurkunde ausgefertigt. Die Handelsgesellschaft der „Hundert-Affociirten“ (Cent-Associés) schenkte das erforderliche Land, und der Cardinal Richelieu gab zu der Schenkung die Rente von 22 400 Livre. In dem Aktenstücke heißt es: „Das Spital soll dem Tode und dem kostbaren Blute des Sohnes Gottes geweiht sein, welches vergossen wurde, um allen Menschen Barmherzigkeit zu erlangen; und [das Spital wurde gegründet] um Ihn zu bitten, daß Er es der Seele meines Herrn, des Cardinals und Herzogs Richelieu, und der Seele der Herzogin von Aiguillon und allen diesen armen barbarischen Völkern zuwende; und [das Spital wurde gegründet] unter der Bedingung, daß alle Spitalschwestern und sämmtliche, die ihnen in dem besagten Spitale nachfolgen, sich dem Dienste der Armen in der genannten Absicht weihen, wie auch der Priester, der täglich die heilige Messe lesen wird, dieselbe Absicht haben soll. Sie sollen durch die Wilden, denen sie im Tode beistehen, um das Seelenheil meines genannten Herrn Cardinals und einiger anderer Personen, denen die genannte Dame besonders verpflichtet ist, und um ihr eigenes Seelenheil bitten lassen. Und nach dem Hinscheiden des besagten Herrn und der besagten Dame sollen die mehr erwähnten Schwestern durch die genannten Wilden, an Stelle und im Namen der besagten, einen Akt der Anbetung Gottes machen, damit bis an's Ende der Welt Geschöpfe seien, welche diesen Dienst unserm Heilande darbringen für die unendlichen Gnaden, welche die besagten von seiner Güte empfangen haben.“

So war in zeitlicher Hinsicht die Gründung des Spitals von Quebec gesichert. An Schwestern, welche den Muth hatten, das weite Weltmeer zu durchsegeln, fehlte es nicht in dem eifrigen Ordenshause von Dieppe. Bevor wir aber von diesen muthigen Kriegerinnen Gottes reden, haben wir von der zweiten hohen Dame zu erzählen, in deren Herzen die Worte P. Lejeune's ebenfalls ein fruchtbares Senfkörnlein waren.

Madame Maria Magdalena de la Peltrie lebte, wie die Herzogin von Aiguillon in jungen Jahren bereits im Wittwenstande. Sie war die Tochter de Chauvigny's, Herrn von Baubougon, eines hervorragenden Edelmannes der Normandie. Umsonst bat sie um die Erlaubniß, in ein Kloster treten zu dürfen; der Vater zwang das erst siebenzehnjährige Mädchen zu einer Ehe mit Karl de Grivel, Herrn de la Peltrie. Sie gebar ihrem Gemahle ein Kind, das jedoch gleich nach der Taufe dem Himmel zuellte. Mit 22 Jahren war sie Wittwe. Wenn sie schon in ihrem kurzen Ehestande Gott nach Kräften gedient hatte, so verdoppelte sie nun ihre Gebete und guten Werke. Am Schlusse der geistlichen Übungen des heiligen Ignatius faßte sie den Vorsatz, nach Kräften am Bekehrungswerke der Heiden mitzuarbeiten, und von dieser Zeit an pflegte



sie täglich wohl hundert Mal die Worte zu beten: „Mein Gott, mache mit mir, was dir wohlgefällig ist! Alles ist dein Eigenthum, mein Gott: mein Herz, meine Güter und mein Leben!“

Der göttliche Heiland, welcher ihr diese heroischen Wünsche einflöste, erhörte auch ihr Gebet und zeigte ihr den Weg und die Weise, ihren Seeleneifer zu bethätigen. Sie war eine eifrige Leserin der Missionsberichte aus Canada. Als sie nun jene Stelle P. Lejeune's las, welche auch auf die Herzogin von Aiguillon einen solchen Eindruck machte, war es ihr, als ob sie in ihrem Herzen die Stimme Gottes höre, welche ihr sage, sie könne nichts Schöneres zur Ehre Gottes thun, als wenn sie sich selbst und ihre Güter dem Unterrichte der Kinder in Canada weihen würde. Einige Zeit nachher, am Tage

Mariä-Heimsuchung, weilte sie im Gebete. Da that ihr Gott seinen Willen noch deutlicher kund: sie solle nach Canada gehen, um des Heiles vieler Kinder willen; Er würde ihr zu diesem Zwecke große Gnaden geben. Wie sie selbst später gestand, fühlte sie sich gleichzeitig von solchem Troste erfüllt, daß sie in Thränen gebadet in die Worte ausbrach: „Nicht mir, mein Heiland, nicht mir, einer so großen Sünderin, einer so gemeinen und verworfenen Creatur, gebühren solche Auszeichnungen!“ Sie glaubte in ihrem Herzen die Antwort zu vernehmen, das sei freilich wahr, aber die Barmherzigkeit Gottes werde dadurch nur noch mehr verherrlicht: sie würde ganz gewiß dereinst in Canada sein und dort sterben.

Um sicher zu sein, nicht von einem Blendwerke der eigenen Phantasie oder des bösen Feindes getäuscht zu wer-



Ansicht von Quebec.

den, legte Madame de la Peltrie ihren außerordentlichen Verstand erleuchteten Gewissensführern zur Beurtheilung vor. „Bei oberflächlicher Betrachtung mußte der Plan als ein Unsinn erscheinen“, sagen mit Recht die Berichte vom Jahre 1672<sup>1</sup>. „Canada war damals noch in seinen ersten Anfängen. Was sollte dort eine in allem Überflusse aufgewachsene Dame thun? eine junge, mit Glücksgütern gesegnete, mit den seltensten Gaben der Natur geschmückte Wittve, eine der besten Partien des Landes? wie konnte sie daran denken, die Meere zu durchsegeln, um in den Wäldern ein elendes Leben inmitten der am meisten barbarischen Völkerschaften der Welt zu führen?“ Gleichwohl entdeckten erleuchtete Männer

in diesem Plane den Willen Gottes und in dieser Dame voll Seeleneifer, Demuth und Festigkeit das geeignete Werkzeug zu seiner Ausführung. Der Erfolg bestätigte ihr Urtheil.

Aber die größten Schwierigkeiten erhoben sich noch bevor der Entschluß Madame de la Peltrie's bekannt wurde. Sie forderte zunächst ihr Vermögen heraus; allein ihre Anverwandten weigerten das: ihre maßlose und verschwenderische Freigebigkeit gegen die Armen zeige, daß sie unfähig sei, ihr Vermögen zu verwalten. Die fromme Wittve mußte einen Proceß anstrengen und sie verlor ihn. Sie legte zwar Berufung gegen den Spruch ein; aber ihre mächtige Verwandtschaft übte den größten Einfluß auf die Richter und Alles schien verloren. Da wandte sich Madame de la Peltrie an den hl. Joseph, den Patron Canada's, und gelobte zu

<sup>1</sup> Relation de la Nouvelle France 1672, p. 59.



seiner Ehre die Ausführung ihres Vorhabens, wofür sie ihr ganzes Vermögen einzusetzen versprach. Gegen alle Erwartung gewann sie den Prozeß. Sofort wollte sie nun ihr Gelübde erfüllen; allein eine neue Prüfung war ihr vorbehalten. Sie fiel in eine schwere Krankheit; die Ärzte verzweifelten an ihrem Aufkommen, und schon wollte sie, da ihr letztes Stündlein nahe schien, das Ordensgewand des hl. Franziskus sich anlegen lassen, in welchem sie zu sterben wünschte, als sie sich innerlich angetrieben fühlte, das zu Ehren des hl. Joseph gemachte Gelübde zu erneuern. Eine plötzliche Besserung trat ein, so daß der Leibarzt, der doch von den Absichten Madame de la Peltrie's nichts ahnte, in die Worte ausbrach: „Madame, ihre Krankheit ist nach Canada geflogen!“

In dieser außerordentlichen Genesung glaubte die fromme Wittwe ein Zeichen zu besitzen, daß ihr Plan und ihr Gelübde Gott angenehm seien. Aber es erhob sich noch eine große Schwierigkeit. Der greise Vater, der keine männlichen Nachkommen hatte, wollte wenigstens durch Kinder seiner Tochter den Glanz des edeln Hauses erhalten wissen. Er forderte also streng, daß die noch junge Wittwe sich wieder vermähle. Weder Bitten noch Thränen der Tochter erweichten den starren Sinn des alten Edelmannes. Was sollte Madame de la Peltrie thun? Entweder, so schien es, mußte sie ihr Gelübde brechen, oder den Vater, dessen Lebenstage sichtlich zur Neige gingen, zu schwerem Borne reizen, vielleicht seinen Tod beschleunigen und sein Seelenheil gefährden. Das erstere stand bei ihr

außer Frage: sie wollte dem klar erkannten Willen Gottes folgen; wie sie das letztere verhindern könne, das frug sie in eifrigem und anhaltendem Gebete. Und Gott gab ihr einen außerordentlichen Plan ein.

Madame de la Peltrie kannte einen Edelmann von seltener Frömmigkeit und Ehrenhaftigkeit, einen Herrn de Bernières, der das hohe Amt eines Schatzmeisters von Frankreich bekleidete. Diesem setzte sie ihre Lage auseinander und lud ihn ein, zum Scheine um ihre Hand zu werben; das allein könne ihre Freiheit zur Ausführung ihres Gelübdes bewahren und sie gegen den Unmuth ihres Vaters schützen. Herr de Bernières stuzte Anfangs; nachdem er aber die Sache vor Gott im Gebete geprüft hatte, ging er zu Herrn von Baubougon und bat um die Hand seiner Tochter. Der greise Edelmann war glücklich, einen bessern und angesehenern Schwiegersohn konnte er sich nicht wünschen; er gab also sofort seine Zustimmung, vorausgesetzt, daß seine Tochter zufrieden sei. Diese sagte, unter allen Bewerbern würde ihr Herr von Bernières am liebsten sein, und so galt die Verlobung als abgeschlossen. Kurze Zeit nachher rief Gott den alten Herrn von Baubougon aus diesem Leben. Nun endlich war Madame de la Peltrie frei und säumte nicht länger, ihr Gelübde zu erfüllen. Heilige Gefährtinnen zu ihrem apostolischen Unternehmen hatte der Himmel in den stillen Klostermauern von Tours schon seit Jahren vorbereitet.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Reise nach Udoë und Ufigova an der Ostküste Afrikas.

(Nach den Mittheilungen P. Baur's, des apostolischen Vice-Präfecten von Sansibar.)

Sansibar gegenüber liegt die unsern Lesern wohlbekannte, blühende Missionsanstalt von Bagamoyo. Von ihr aus unternahm der Nachfolger P. Horner's zu Anfang des letzten Jahres eine interessante Reise in Gegenden des Küstengebietes, welche bis dahin entweder noch niemals der Fuß eines Europäers betreten, oder welche doch so gut wie unerforscht sind. Zweck dieser Reise war der Besuch der bereits bestehenden Missionsstationen und das Aufsuchen günstiger Orte zur Gründung neuer Niederlassungen. Wir wollen den verdienten Missionär aus der Gesellschaft des heiligen Geistes und des heiligen Herzens Marias seine Erlebnisse selbst erzählen lassen:

### 1. Durch Udoë.

„Vor Allem eine Bemerkung! In Sansibar reist man nicht wie anderswo. Wir haben hier weder die Eisenbahnen Amerikas, noch die Palankine (Tragstühle) Indiens und Chinas, noch die Kamelle der Sahara, noch die Renner Arabiens, noch endlich die mit vielen Ochsen bespannten Wagen des Kaplandes. An erster Stelle muß ein Missionär hier zu Lande gute Beine haben und sich glücklich schätzen, wenn er ausnahmsweise einen Esel besteigen darf, welche noch viel störriger sind, als die in der Heimat, und Einfälle haben, die einem europäischen Langoher all sein Lebtag nicht kommen. Alles Gepäck muß von Menschen getragen werden; die Wege sind meist schmale Fußsteige durch hohes Gras und dichtes Gestrüpp, die mehr von wilden Thieren als von Menschen betreten werden und auf denen nur ein Gänsemarsch möglich ist. Und wenn hier das Geld nur Geltung hätte! So aber muß man einen

ganzen Kramladen mit sich schleppen: Stoffe, Glaswaaren, Draht, Messer, Haken, Spiegel u. s. w., um den Gastwirth bezahlen zu können; dazu sein Zelt, seine Hängematte, sein Küchengeschirr.

Am 16. Januar 1882 verließ ich Bagamoyo mit P. Macquard, der leider schon fünf Tage nach meiner Rückkehr starb. Zwölf erprobte Träger, welche im Durchschnitt eine Last von 35 Kilogramm, sechs unserer Christen und zwei Esel zogen mit; P. Leroy und P. Fritsch gaben uns bis zur ersten Haltestelle das Geleite. Der Weg führte nordwärts an den Ringanifluß. Da bestiegen wir eine große Pirogue, die uns flussabwärts bringen sollte; denn nahe an seiner Mündung, wo der Schlamm gewöhnlich nicht so tief ist, mußten wir das jenseitige Ufer gewinnen. Zwei Stunden hatten wir mit der Fluth zu kämpfen, die bereits zu steigen begann; es war Mittag, als wir endlich das Gestade erreichten. Eine weite Lagune lag vor uns. Zur Zeit der Ebbe und der Dürre ist der Boden ziemlich fest, wenn auch die Flußpferde tiefe und breite Fahrten hinterlassen; nach der Fluth aber oder nach einem Regen ist der Marsch äußerst beschwerlich; da sinkt man bis an die Kniee in den zähen Schlamm und verwickelt sich in den Schlingwurzeln der Mangrovebäume. Am Rande dieser Sumpfebene stehen auf einer kleinen Erhöhung einige Hütten von Negern, welche Salz bereiten; von dort führt der Weg durch hohes Gras und dichtes Gestrüpp, aus dem sich hin und wieder ungeheure Affenbrodbäume erheben. Der Pfad steigt langsam; nach 1½ Stunden zeigen sich Mangobäume, Kokospalmen und bald darauf eine gute Zahl in wohlgepflegten Pflanzungen zerstreute Hütten. Das ist Karpaka.



Früher war dieses Dorf ziemlich bedeutend; da aber die Felber beständig von Antilopenherden, von Giraffen und Flußpferden verwüftet wurden und nicht einmal die Bewohner vor den wilden Thieren sicher waren, die zahlreich in dieser Gegend hausten, suchten die Leute anderswo Glück und Ruhe. Ich bin schon öfter hier durchgereist und finde die Furcht der Leute wohl begründet. Kaum ist die Sonne untergegangen, so hört man das Geheul der Hyänen, den Schrei der Leoparden, das Bellen der Schakale und von Zeit zu Zeit das dumpfe Gebrüll eines Löwen, dem allgemeine Stille folgt und das auch dem muthigsten Jäger ein eigenthümliches Grauen verursacht. Nach einem Marsche unter der Sonne Afrikas möchte man sich eine wohlklingendere Nachtmusik wünschen.

Gleichwohl brachten wir die Nacht unter freiem Himmel zu. Neben der Hütte unseres Freundes, des Dorfschulzen Sungu-Sungu, streckten wir uns im Schutze eines riesigen Baumes in unsere Hängematten, welche wir an die Äste knüpften, während rund um uns her bei einem kleinen Feuer, das die Bestien verschreckte, unsere Träger lagerten. Wir hätten ganz gut geschlafen, wären nicht Wolken von Moskitos über uns hergefallen. Beim Hahnschrei brachen wir auf und schieden von unsern beiden Mitbrüdern, welche nach Bagamoyo zurück mußten.

Hinter Karpaka hat man eine unabsehbare, unbebaute und unbewohnte Ebene zu durchwandern, welche einen eintönigen Anblick gewährt, aber einen kräftigen Pflanzenwuchs trägt. Weite Prairien, wo das Gras sich über unsere Köpfe erhebt, wechseln mit Baumgruppen, Dickicht, Wäldern, welche durch ihre vielverschlungenen Lianen und Dornestrüpp ganz undurchdringlich sind. Wehe dem Wanderer, den Neugierde oder Unachtsamkeit in dieselben verwickelt! Man trifft weder Wohnung noch fließendes Wasser, nur an drei Plätzen fanden wir in Pfützen schmutziges und salziges Wasser; es waren Tränkestellen des zahlreichen Wildes. Öfter erblickten wir Antilopen- und Zebraherden flüchten, und gleich hinter Karpaka sahen wir kaum 200 Meter vom Weg ein Rudel von etwa 40 Giraffen friedlich die Blätter einer Akazienart abweiden.

Auf einem sanften Hange erstiegen wir eine Hügelkette, welche sich etwa 400 Meter über das Meer erheben mag, und trafen gegen 1 Uhr Mittag in dem ersten Dorfe in Udoö<sup>1</sup>, Kwa-Simba-mbili (d. h. Zwei-Löwen), ein. Simba-mbili

<sup>1</sup> Zur Erläuterung einiger topographischer Bezeichnungen diene das Folgende: Die Vorsilbe „U“ bedeutet Land, z. B. Ufigova = Land von Sigova; die Vorsilbe „Wa“ bedeutet die Bewohner, z. B. Wafigova = die Bewohner von Sigova; das vorgesetzte „M“ bedeutet ein Bewohner, z. B. Mfigova = ein Mann von Sigova; die Vorsilbe „Ki“ bedeutet Sprache, z. B. Kisigova = Sprache von Sigova.

ist ein ziemlich einflußreicher Häuptling, ein hochbetagter Greis, der wohl seine 100 Jahre zählen mag; ich lernte ihn schon auf früheren Reisen kennen. Von seinen zwei Frauen hatte er 40 Kinder, die fast alle noch leben und in Udoö Häuptlinge mancher Dörfer sind. Schon seit lange haben sie selbst Kinder und Enkel. Die 30 bis 40 Hütten des Dorfes beherbergen fast lauter alte Leute, man möchte sagen den Senat von Udoö. Der gute Altvater nahm uns freundlich in seine Hütte auf; da er aber ein schlechtes Jahr hatte, konnte er uns nur zwei Hühner und einige Maiskolben geben; dafür rieb ich seinen Rücken mit wohlduftendem Öle, um seinen Rheumatismus zu vertreiben und schenkte ihm eine alte Unterjacke, welche zu seinem Entzücken seine alten Glieder wärmte.

Die europäischen Reisenden, welche die großen Seen besuchten oder gar Afrika quer durchzogen, haben Udoö bis jetzt nicht betreten: wir waren die ersten, welche dieses Land sahen und mit seinen armen Bewohnern, die zum Theile noch Menschen-

fresser sind, in Berührung traten. Auch die Araber wagen sich nicht dieses Weges und mit gutem Grunde. Da somit dieses Land noch ziemlich unbekannt ist, will ich Ihnen Einiges davon erzählen.

Udoö wird im Süden durch den Ringani von Uforamo, im Norden durch den Wame-Fluß von Ufigova getrennt; im Osten erstreckt es sich bis an die Meeresküste und grenzt im Westen an Ufami und Ukuare. Die Badoö (d. h. Bewohner von Udoö) sind ein schöner und starker Menschengeschlag, alle Bauersleute. Auf ihren Feldern, die gut besorgt sind, ziehen sie Mais im Überflusse, Sorgho, Pataten und Manioc. Frucht bäume haben sie nicht; Bananen trifft man nur selten. Ihr Hauptreichtum besteht in Schaaf- und Ziegenherden. Sie haben keine Sklaven. Ihre Dörfer liegen ge-



Hütten der Badoö.

wöhnlich auf Anhöhen und sind im Dickicht verborgen; ein enger, absichtlich im Zickzack angelegter Fußsteig führt zu ihnen empor. Wenigstens von einem Walle aus Schlingpflanzen, Dornen und Gestrüpp sind sie umschlossen; manche haben aber Palissaden aus großen Holz- und Baumstämmen. Der Eingang ist gewöhnlich von einer Fetischhütte und einem Aschenhaufen verdeckt. Die Hütten sind alle aus Stroh in runder Form aufgeführt und regellos nebeneinander gebaut; man meint Heuschaber zu sehen.

Das Land zerfällt in vier Bezirke und wird von einem Oberhäuptling, dem „Mwene“, regiert. Von ihm hängen andere „Mwenes“ oder Dorfschulzen ab, die ihm einen jährlichen

— Die Dorfnamen sind gewöhnlich die Namen der Häuptlinge des Dorfes; manchmal sind sie auch nach einem Baume, Flusse u. s. w. genannt. Oft ist ihnen die Vorsilbe „Kwa“ vorgesetzt, welche „Bei“ bedeutet. So heißt Kwa-Simba-mbili: Bei Zwei-Löwen. — Nguru bedeutet Berg.



Tribut bezahlen; er ist Souverän. Diese Groß-Mwenes lassen ihren Bart wachsen, welcher manchmal ziemlich lang wird, ebenso ihre Nägel, welche sie wie Löwentralen zuschneiden und mit Kokosöl und Schaf-Fett einreiben. Dank dieses Sorgfalt gelingt es ihnen, sich ein scheußliches Aussehen zu geben und einen ganz und gar afrikanischen Geruch um sich zu verbreiten, der wohl geeignet ist, einem Europäer die Eingeweide umzudrehen. Vor einem Fremden verstecken sie sich, und es ist sehr schwer eine Audienz bei einem derselben zu erhalten. Auch gegenseitig dürfen sich diese Mwenes nicht besuchen, und wenn zufällig der eine den andern erblickte, so müßte einer von ihnen, wie sie meinen, im Laufe des Jahres sterben. Wenn sie etwas miteinander zu berathen haben, bezeichnen sie ein Dorf für die

Zusammenkunft, treten in eine Hütte, welche vier getrennte Räume hat, und unterreden sich durch die Wände. Wenn einer von ihnen stirbt, bereiten sie ihm ein Grab und begraben zugleich mit ihm einige Weiber, welche ihn im andern Leben bedienen sollen. Dann folgen Tänze, Festgelage, bei denen Blut aus Schädeln getrunken und Menschenfleisch verzehrt wird. Ähnliche Opfer begleiten die Wahl eines neuen Mwenes. Da sie sich aber nicht gegenseitig aufzehren und doch bei gewissen Feierlichkeiten Menschenopfer nöthig haben, machen sie regelrechte Jagd auf ihre Nachbarn. Das Fleisch der Wakami scheint ihnen das beste; mehreremal im Jahre ziehen sie auf Befehl des Häuptlings zu Hunderten an die Grenzen von Ukami, lauern im Buschwerk verborgen und fallen über die



An der Mündung des Kingani. (Nach einer Skizze P. Leroy's).

einsamen Wanderer her, bis die Zahl der Opfer voll ist. Die Karawanen, welche in das Innere ziehen, werden oft von ihnen belästigt.

Als ich das erste Mal in dieses Land kam, liefen die Wadoö aus den benachbarten Dörfern herbei und umringten unsere Hütte. Die weiße Haut des Missionärs fesselte zunächst ihre Aufmerksamkeit; dann aber zeigten sie der Reihe nach auf unsere Träger und sagten: „Der dort wäre gut“, und schnalzten dabei mit der Zunge. „Von Dem möchte ich nichts haben“, meinte ein Anderer; „Der schmeckt nach einem Araber; aber der Große dort, der einer Giraffe ähnlich ist, der müßte ausgezeichnet sein.“ Unsere armen Leute zitterten wie Espenlaub, hüllten sich in ihre Decken und thaten, als ob sie nichts

hörten. Sie kamen aber mit der Furcht davon, denn es war nicht die Zeit der Opfer und vielleicht nahmen die Wadoö auch auf uns Rücksicht. Wenn man mit den Leuten auf diese blutigen Gebräuche zu sprechen kommt, so wollen sie immer unschuldig sein. „Das thun die Leute im nächsten Dorfe,“ sagen sie.

Natürlich zieht dieses Laster ihnen den Haß aller umliegenden Völker zu. Sultan Said, der Vater des gegenwärtigen Sultans von Sansibar, hatte beim Tode des Propheten geschworen, sie bis auf den letzten Mann auszurotten. Man verwüstete ihre Felder, äscherte ihre Dörfer ein und machte Jagd auf sie, wie auf wilde Bestien. Die Gefangenen wurden für einige Maiskolben in die Sklaverei verkauft, und selbst um diesen



Preis konnte man kaum Käufer finden. Aber es gelang doch nicht, sie aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben, und seit etwa 20 Jahren ruht dieser Vernichtungskampf; die Araber sind abgezogen und die Wadoö sind vor wie nach Kannibalen.

Verbrechen gegen die eheliche Treue werden bei ihnen strenge geächtet; auf Diebstahl und Mord steht Todesstrafe. Auf unserer Reise trafen wir eine Viertelsunde von einem Dorfe zwei Leichname, welche mit auf den Rücken gebundenen Händen an den Füßen an einem Baumaß aufgeküpft waren; ihre Kleider hingen in Fäden an den Zweigen daneben. Ich erkundigte mich, was das bedeute, und man sagte mir, der eine sei beim Diebstahle ertappt worden: man knüpfte ihn auf und schloß ihn todt; der andere hatte seinen Kameraden erschlagen,

der ihm ein Stück Geflügel verweigerte: man hing ihn an die Seite des ersteren, und die Weiber zerschmetterten mit Steinwürfen seinen Schädel.

Die Wadoö sind natürlich Fetischdiener, wie alle ihre Nachbarn; die Zauberer spielen eine große Rolle und haben bedeutenden Einfluß. Manche sind Häuptlinge von Dörfern, und man fragt sie in allen Vorkommnissen des Lebens, wichtigen und geringfügigen, um Rath. Wenn Jemand stirbt, bezeichnen sie die Personen, welche durch Zauberei den Tod herbeigerufen, und die angeblich Schuldigen werden ergriffen und lebendig verbrannt. Die Kinder, die an einem Unglückstage geboren werden oder mit irgend einem körperlichen Gebrechen auf die Welt kommen oder die der Zaubrer dazu verurtheilt werden



Das Nachtlager zu Karpaka. (Nach einer Skizze P. Leroy's.)

unbarmherzig in das nächste Dickicht geworfen, wo sie den wilden Thieren zur Beute fallen. Weder Vielweiberei noch Sklaverei sind im Volke allgemeine Sitte; nur die Häuptlinge haben mehrere Frauen.

Wie die alten Leute erzählen, stammen die Wadoö nicht aus dieser Gegend; sie sind vielmehr Abkömmlinge der Manyuemas, welche westlich vom Tanganjika wohnen und von Livingstone im Jahre 1870, später auch von Cameron, besucht wurden. Diese haben in der That so ziemlich dieselbe Sprache und Sitten und sind ebenfalls Menschenfresser. Sie sehen, wir haben ganz in unserer Nähe ein Volk zu belehren!

Am Morgen des 18. Januar verließen wir Simbamibili und zogen nach Nordwesten. Hier ändert das Land seinen

Anblick; die Ebene hört auf und der Weg führt über Berg und Thal. Schöne, sorgfältig angepflanzte Thalgründe wechseln mit steilen, mit Busch und Wald bestandenen Höhen. Man sieht viele Armleuchterfaktus von außerordentlicher Höhe, Storaxbäume, Sagobäume von seltener Pracht, mit Früchten beladene Brechnußbäume, Lianen von allen möglichen Formen und Farben, namentlich die köstliche sog. „Wandererliane“, welche wie dicke Schiffstaue an den Bäumen emporklettern und sich um Äste und Zweige schlingt: man nennt sie hier Kamboa. Durch Einschnitte, die man ihr in gewisser Höhe beibringt, erhält man ein vortreffliches, etwas gezuckertes Wasser, welches an Kokosmilch erinnert und so reichlich fließt, daß man ganze Flaschen damit füllen kann. Mit Freuden begrüßt der Wan-



derer diesen Baum in einem Lande, wo er sonst nur salziges und trübes Wasser in Pfützen findet. Auch trifft man in diesen Wäldern herrliche und verschiedenartige Blumen, namentlich Convolvulusarten, Lilien und Amarylliden. Es gibt unter andern eine Amaryllis, deren Zwiebel über 15 Pfund schwer wird; auf ihrem einzigen Stengel zähle ich über 70 blaßrosaroth gefärbte Blüten — einen wahrhaft königlichen Blumenstrauß! Dieselben Arten fanden wir auch in Usigova. Trotz des Mangels an fließendem Wasser ist der Pflanzenwuchs üppig und die Fruchtbarkeit erstaunlich. Der Boden ist lehmig, röthlich, mit einer starken Lage Pflanzenerde bedeckt; Kalksteine sind selten; Quarz und Sandstein dagegen findet sich überall.

Nach langem Marsche über Berg und Thal gelangt man endlich auf eine Hochebene, welche das Land weithin beherrscht: die Aussicht ist entzückend. Vor dem Wanderer dehnt sich im Nordwesten eine unabsehbare Fläche aus; hier und dort schauen einige Dörfer aus Zuckerrohr-, Mais- und Sorgho-Pflanzungen hervor; quer durch die Ebene fließt der Wame, der sie zur Regenzeit überschwemmt. Weiter aufwärts sieht man den Fluß

aus einem engen Thale treten, das sich am Fuße der Kiona-Berge (Kiona = schöne Aussicht) hinzieht. Rückwärts blickend schweift das Auge über die freundlich wechselnden Hügel und Thäler, die wir soeben durchzogen. Im Norden liegt ein Höhenzug, an dessen Flanken da und dort Dörfer wie Alernecker hängen; im Westen dehnt sich das Land Ukuere wie ein einziger Riesenforst.

Die Hochebene, von der aus P. Hacquard und ich diese schöne afrikanische Landschaft bewunderten, wird von einem Groß-Mwene beherrscht. Ich ließ die Karawane halten und begab mich mit einigen Trägern nach seinem Dorfe. Dasselbe zu finden war nicht so leicht. Auf gut Glück wählten wir einen der vielen sich kreuzenden Fußsteige und gelangten nach einigen Irrgängen vor das Thor. Dasselbe besteht aus acht großen, viereckig behauenen Bohlen, welche oben an einem Querholze befestigt sind, so daß man sie unten bei Seite schieben und auf einen Balken heben kann, der sie zurückhält. So tritt man wie durch einen in der Mitte sich öffnenden Holzvorhang in das Dorf ein. (Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten aus den Missionen.

### Japan.

**Apostol. Vikariat Nord-Japan.** Auf seiner letzten Rundreise durch den Bezirk von Tschiba hat Herr Vigroux aus der Congregation der auswärtigen Missionen einen jungen Japanesen getauft, der früher dem Buddhismus und namentlich dem Dienste eines Göken Namens Judo außerordentlich ergeben war. Mit welcher Verblendung und welch unglaublichem Bußreißer diese armen Heiden ihren Göken die größten Opfer bringen, davon ist dieser Neubekehrte ein auffallendes Beispiel.

Der Tempel des Göken Judo (der Name bedeutet „Ruhe“ oder „Unveränderlichkeit“) befindet sich zu Marita, einem Dorf der Provinz Schimosu, ungefähr 15 Stunden von Jeddo entfernt. Die Wallfahrt zu diesem Heiligtum soll schon seit vier Jahrhunderten bestehen. Der Weg zu demselben ist von dunkeln Hainen mit riesigen Bäumen eingefast und der ganzen Länge nach mit hohen polirten Steinpfählen voll Inschriften und mit Bronzestatuen des Göken Judo geschmückt. Der Tempel selbst, ein wahrer Riesenbau, der sich aber in nichts von andern Pagoden in Japan unterscheidet, steht auf einem Hügel, zu dessen Gipfel man auf hohen Steintreppen gelangt. Dieser Hügel ist von einem Kranz kleiner Höhen und von dichten Tannenwäldern umgeben, und der Abhang desselben ist mit Gökenbildern ganz übersät. Es sind mannshohe Statuen aus Stein oder Metall; sie stellen lauter Gottheiten oder Genien vor, welche mit einer Wage, einer Krone oder einer Ruthe in der Hand den Sterblichen entgegenkommen, um ihre Werke zu richten, zu belohnen oder zu strafen. An vielen Stellen sind kleine Wasserfälle angebracht, unter welche sich die Pilger zu ihrer Reinigung sowohl Winters als Sommers stellen müssen.

Rings um den Tempel erheben sich die Wohnungen der Bonzen, wohl breitig an der Zahl, in welchen diese, von hundert Leuten bedient, ein bequemes und üppiges Leben führen. Man kann sagen, daß auch das Dorf in der Nähe fast einzig zum Dienst des Tempels da ist. Denn außer den sieben großen Gasthöfen, jeder für dreihundert Pilger eingerichtet, sind auch die Besitzer von Privathäusern verpflichtet, die ungeheure Zahl der Pilger aus allen Provinzen des Reiches aufzunehmen. Jeder Wallfahrer muß eine Geldspende in die zahlreich aufgestellten Opferkasten niederlegen, und wie man aus sicherer Quelle weiß, erreicht die Summe dieser Gaben in einem ein-

zigen Jahre die Höhe von 200 000 Mark. Überdies muß jeder Führer einer Pilger-Karawane eine größere Summe als Almosen seines Dorfes abliefern. Aber das genügt den habgierigen Bonzen nicht. Sie ziehen bettelnd und collectirend in den Provinzen umher und bedienen sich dabei mancher Kunstgriffe, um Geld zu bekommen. Solch ein Betrüger wird z. B. den Leuten versprechen, wenn ihre Gaben bis zu 200 Mark steigen, dann wolle er einen geweihten Streifen Goldpapier, worauf alle ihre Sünden stehen, im heiligen Feuer verbrennen, und dadurch seien sie getilgt. Sie verkaufen auch kleine viereckige Holzbrettchen, welche mit einem Stück rothen Tuches überzogen sind. Diese Brettchen, sagen sie, seien geweiht und bringen Glück in's Haus. Sie kosten 2 Mark bis zu 50 Mark. Ganze Schiffsladungen Holz kommen den Fluß herunter, um die Bonzen mit dem nöthigen Material zu ihrem betrügerischen Handel zu versehen, und die Lieferanten, welche dieß Holz dem Tempel schenken, sind froh, wenn sie dafür ein solches geweihtes, rothüberzogenes Brettchen erhalten. Nun aber werden auch noch andere Almosen in Naturalien gebracht. Ganze Züge von Pferden mit Säcken Reis und Fässern voll Wein beladen langen aus den entfernten Provinzen an. Zu dem Zweck haben die Bonzen ein geräumiges Magazin neben den Tempel gebaut, wo diese Vorräthe aufbewahrt werden, bis man sie vorthellhaft verkaufen kann. Denn selbst beim besten Willen können die Bonzen nicht Alles selbst vertilgen. Und gleichwohl klagen diese habgierigen Diener des Satan, sie seien bettelarm und müßten fast Hungers sterben. Das Volk glaubt es oder glaubt es auch nicht: aber Niemand bekümmert sich darum, was mit den ungeheuren Summen geschieht, welche die Wallfahrt einbringt.

Doch kehren wir zu unserem jungen Japanesen zurück, auf den es die Bonzen besonders abgesehen hatten, um Geld von ihm und durch ihn zu bekommen. Er ist in der Nähe von Mito geboren. Mit achtzehn Jahren wurde er von den Bonzen zum „Sha-tcho“, d. h. zum Führer einer Pilger-Karawane, gemacht, welche aus der Provinz Swaki zum Tempel des Judo kommt. Um aber diese Würde zu verdienen, mußte er sich unerhörten Bußübungen unterwerfen. Erstens mußte er fasten, und zwar erst drei Tage lang, dann fünf Tage, dann sogar sieben Tage, ohne irgend etwas zu sich zu nehmen. Dieß verursachte ihm die fürchterlichsten Schmerzen. Namentlich litt er durch die Qualen des Durstes. Seine Eingeweide vertrockneten ganz, seine Muskeln schrumpften zusammen, und seine Haut wurde wie Leder; er sah aus wie ein häßliches



Beingerippe und konnte sich vor Schwäche kaum bewegen. Dazu kamen Morgens und Abends „heilige“ Waschungen, d. h. er mußte sich 50 Kübel kaltes Wasser über den Kopf gießen lassen, oder sich unter einen Wasserfall stellen. Dieß that er auch im strengsten Winter, und blieb oft zehn Minuten, ja selbst eine Viertelstunde lang unbeweglich unter dem Wasserstrahl, so daß seine Zähne klapperten und sein Leib steif wurde wie ein Eiszapfen. Nachdem er sich dieser Behandlung lange unterzogen, wurde er des Postens eines Pilgerführers für würdig erachtet. Sechs Jahre lang machte er nun regelmäßig jeden Monat den hundert Stunden weiten Weg aus seiner Heimath nach Narita. Dabei mußte er aber seine Fußübungen fortsetzen und den Pilgern darin mit gutem Beispiel vorangehen. Als Pilgerführer war ihm obendrein der Genuß vieler Speisen ganz untersagt. Er durfte kein Fleisch, keine Fische, keine Eier, keinen Wein und keine mohlischmeckenden Gemüse zu sich nehmen. Der arme junge Mensch beobachtete alle diese Vorschriften in Einfachheit und ängstlicher Gewissenhaftigkeit. Ja, er war in beständiger Seelenangst, er möchte nicht genug thun oder sich unwissentlich versehen. Der Götzkulte, der Gott der „Ruhe“, seinerseits belohnte ihn für seinen Eifer mit der Gabe einer beständigen Unruhe und Gewissensqual. Der Gott erschien ihm im Traum, heute mit einer Strahlenkrone und freundlichem Angesicht, morgen mit einem Schwert und drohender Miene. Diese eingebildeten Erscheinungen vermehrten seinen Eifer und seine Angst. Es war wirklich hohe Zeit für seine Gesundheit und für seinen Verstand, daß er über seinen Irthum aufgeklärt wurde. Glücklicher Weise traf er zufällig mit einem unserer Katechisten zusammen, der ihn belehrte. Da fiel es wie Schuppen von den Augen des guten Mannes. Er war leicht zu bekehren, und als er ein Kind Gottes geworden, war seine Freude übergroß. Er glaubt, und wir glauben es auch, Gott habe ihm für das, was er im guten Glauben gethan und geduldet, die Gnade der Bekehrung geschenkt, und er will jetzt mit eben so großem Eifer seinem Heiland dienen und seine armen verblendeten Landsleute für Christus gewinnen, dessen Joch nicht so schwer ist, als das der Vongzen und des Teufels.

### Vorderindien.

**Apostol. Vikariat West-Bengalen.** Schon in einem frühern Jahrgange der Missionen (1875, S. 128) haben wir interessante Berichte P. Müllenders S. J. aus Tschota-Magpur, dem östlichen Ende der großen Hochebene Centralindiens, mitgetheilt. Es ist Zeit, daß wir von dem eifrigen Missionäre, einem Deutschen, uns wieder etwas von seinen Arbeiten unter dem Volke der Kolhs erzählen lassen. Er schreibt uns aus Sarwada über den Bau einer Schule und in einem zweiten Briefe über die Weihnachtsfeier seiner Neubekehrten.

„Seit langer Zeit ging ich, wie Sie wissen oder nicht wissen, mit dem Plane um, meinen Wohnsitz von Buruma nach Sarwada, dem Mittelpunkt der zahlreichen Kolhsdörfer, zu verlegen. Infolge einer Einladung und gleichzeitigen Unterstützung, die ich vom hochwürdigsten Erzbischof Goethals erhielt, entschloß ich mich endlich, Buruma unverzüglich zu verlassen. Ich ließ durch meinen Katecheten mehrere christliche Familien auffordern, mir nach Sarwada zu folgen und beim Bau einer Schule und provisorischen Kapelle an diesem so überaus günstig gelegenen Orte behilflich zu sein. Viele sagten zu, aber zusagen und die Zusage halten sind zwei verschiedene Dinge. Die Kolhs hatten gerade eine reiche Ernte eingeheimst und dachten jetzt nur daran, zu essen, zu trinken, zu tanzen, zu schlafen, als ob sie nun für immer von ihren Renten leben könnten. Ich wartete noch etwa acht Tage, aber vergebens.

Den 21. October — es wurde gerade an diesem Tage das Ochsenfest<sup>1</sup> gefeiert — besuchte ich mehrere benachbarte Dörfer, kaufte

einige Bäume für meine künftigen Bauten und suchte zugleich Arbeiter anzuwerben. Im Vorübergehen muß ich Einiges über das sogen. Ochsenfest mittheilen. Man kann es kurz als den Tag des Jahres bezeichnen, an welchem sich die Menschen hier unvernünftiger gebärden als die Ochsen. Der Ursprung desselben ist folgender. Vier Monate lang, so dachten die Kolhs, haben die Ochsen mit uns tüchtig arbeiten müssen, daher ist es doch auch billig und recht, daß sie nachher an unserer Freude theilnehmen. So benutzten die guten Leute denn gleich den ersten Tag nach der Ernte, um ihnen ein Fest zu bereiten. Des Morgens werden ihre Hörner mit glänzendem Öle bestrichen und dann werden sie von den Kindern auf die festesten Weiden getrieben. Inzwischen sprechen die Kolhs den Tag hindurch recht fleißig dem Jü zu, einem aus Reis bereiteten, berauschenden Getränk. Wenn nun die Ochsenherden sich Abends gegen vier Uhr zur Heimkehr in's Dorf anschicken, so gehen die Leute ihnen in mehr als munterer Stimmung, mit einer Art Schellentrommel versehen, entgegen. Bald stürzen sie sich mitten unter sie und machen zugleich mit ihren Trommeln einen fürchterlichen Lärm. Die armen Thiere, die gar nicht begreifen, was dieser Tumult bedeuten soll, suchen nach allen Richtungen zu entlaufen: aber die Kolhs umzingeln sie und treiben sie mit Stockschlägen dem Dorfe zu. Dann wird der Lärm noch viel ärger. Die Kolhs fangen an zu singen und zu springen und laden durch Geschrei und Gestikulationen die Ochsen ein, am Tanze theilzunehmen. Bald wirbeln in der That Menschen und Thiere in tollster Weise durcheinander: eine Scene, von der man sich unmöglich eine Vorstellung machen kann. Ich kehrte gerade von meinem Besuche zurück, als die Ochsen in's Dorf rannten. Ein betrunkenen Kolh kam auf mich zu und verlangte, ich solle meinen Ponny am Ochsenfeste theilnehmen lassen. Als ich ihm jedoch mit der Reitpeitsche drohte, fand er es für gerathen, den Zügel meines Pferdes sofort loszulassen. Zur Ehre unserer Christen muß ich beifügen, daß ich bei meiner unerwarteten Rückkehr in's Dorf keinen einzigen von ihnen bemerkte, der an diesem heidnischen Feste sich theilhaft hätte. Noch acht Tage wartete ich vergebens auf Arbeiter. Gegen Ende October begab ich mich dann allein nach Sarwada, wo ich kurz vorher ein ausgebreitetes Stück Land gekauft hatte. Bald nach meiner Ankunft machten sich einige der dortigen Christen auf den Weg, um mein Zelt von Buruma herüberzuholen. Um fünf Uhr Nachmittags stand meine neue Wohnung fix und fertig auf einer kleinen Anhöhe, die das ganze Dorf Sarwada beherrscht. Ein Bett, ein Stuhl und ein Tisch bilden den ganzen Hausrath. Ein Loch, das man unter einem Baume gräbt, wird mir provisorisch als

verbreiteten Verehrung des Stiers und der Kuh stehen. In Haus und Pagode begegnet man Stierbildern aus Stein und Erz. Eines der berühmtesten steht in der großen Pagode von Chillambaram (siehe das Bild S. 17), zu welcher jährlich Tausende von Hindus pilgern.

<sup>1</sup> Während wir die obigen Briefe zum Drucke vorbereiten, wird uns Nr. 79 des „Lübcker Kreisblatts“ zugesandt, welche über eine Missionspredigt des Herrn Pastor Rottrott aus Ostindien berichtet. Der Herr Pastor gesteht ein, daß unter den protestantischen Missionen bei den Kolhs „die Trunksucht viele schöne Blüten des Menschenlebens zerstöre“. Das allertaurigste und empörendste aber sei, daß die aus Deutschland ausgetriebenen Jesuiten zu den Kolhs gekommen wären und das Evangelium mit den abschaulichsten Waffen bekämpften. „Um Seelen zu fangen,“ so theilt das genannte Blatt die Worte des Herrn Pastor Rottrott mit, „geben sie ihnen nicht nur Geld, sondern sie sagen auch den Leuten, sie sollten nur getrost weiterlaufen, das schade nicht, wenn sie nur zur Messe und zur Beichte kämen.“ Wir erklären diese Behauptung als eine grobe Unwahrheit und elende Verleumdung. Solche Grundsätze sind den Jesuiten, wie überhaupt jedem katholischen Geistlichen, fern. Bekanntlich haben ganz andere Leute gesagt: „Süchtige tapfer, glaube noch tapferer.“

<sup>1</sup> Das Fest dürfte im Zusammenhange mit der in ganz Indien



Küche dienen. Eine Christin aus Sarmada brachte mir etwas Reis, wofür sie jegliche Vergütung ausschlug; ein kleiner Knabe machte mir eine Handvoll Mais zum Geschenke; ein anderer überreichte mir eine dicke Gurke mit den Worten: „Pater, wenn Du Brod hast, so theilst Du es mit uns, daher bringe ich Dir jetzt diese Gurke.“ Die Kolhs haben, wie Sie sehen, das beste Herz von der Welt; es sind Kinder, aber gute Kinder, bei all ihren Fehlern. Aus meinem weiteren Bericht werden Sie das noch deutlicher ersehen.

Des Schattens wegen hatte ich mein Zelt ganz in der Nähe eines Sarna, d. h. eines heiligen Haines, in dem die heidnischen Bewohner des Dorfes ihre Götzenopfer darzubringen pflegten, aufrichten lassen. Er gehört jetzt zu unserem Besizthum. Des Abends fragte man mich, ob ich gesonnen sei, die Nacht in meinem Zelte zuzubringen, und um es mir auszureden, erzählte man mir eine Menge der graufigsten Teufels- und Geistererscheinungen. „Wuth-

schraubend wird der Bonga (der böse Geist) Dich schrecklich mißhandeln.“ — „Nun gut,“ antwortete ich, „kommt morgen früh nur einmal, um zu sehen, was sich ereignet hat.“ — In der That erschienen des andern Morgens mehrere schon wieder in aller Frühe und waren höchlich erstaunt, als sie mich ganz wohlbehalten aus dem Zelte kommen sahen. Ich machte mich über ihre abergläubische Furcht lustig und erklärte ihnen, daß der Teufel über die Gläubigen, welche auf Jesus Christus vertrauen, keine Gewalt habe. Für den Augenblick wird eben dieser vor Kurzem noch dem Teufel geweihte Sarna uns als Kathedrale dienen müssen. Als Altar habe ich nur meinen ärmlichen, kleinen Tisch, hinter dem sich ein fünf Meter hohes Kreuz erhebt.

Am 1. November, dem Allerheiligensfeste, wohnten gegen sechzig Personen dem heiligen Opfer bei. Unsere Christen knieten auf den Matten, die ich vor dem Altare hatte ausbreiten lassen; die Luth-



Ein Heiligtum Buddhas.

rischen und die heidnischen Kolhs saßen in ehrfurchtsvoller, würdiger Haltung auf den nahen Felsen. Die eigenthümliche Scene machte einen tiefen Eindruck auf mich: diese braven Christen, die so inbrünstig am Fuße des Kreuzes beteten; diese armen Heiden, die im Halbkreis die kleine Heerde der Gläubigen umgaben; das heilige Opfer, welches nunmehr in jenem Haine gefeiert wurde, wo bisher der Teufel geherrscht hatte: das alles erinnerte mich an die ersten Jahrhunderte der Kirche und unsere ersten Missionen in Asien und Amerika. Morgens und Abends verrichten wir gemeinschaftlich unser Gebet am Fuße des Kreuzes, und auch des Mittags kommen die christlichen Arbeiter noch wieder hierher, um den Engel des Herrn zu beten, bevor sie sich eine kurze Zeit der Ruhe und Erholung gönnen.

Die Bewohner dieser Gegend sind uns sehr gewogen, und was mich persönlich angeht, so habe ich in der ganzen Umgegend nur

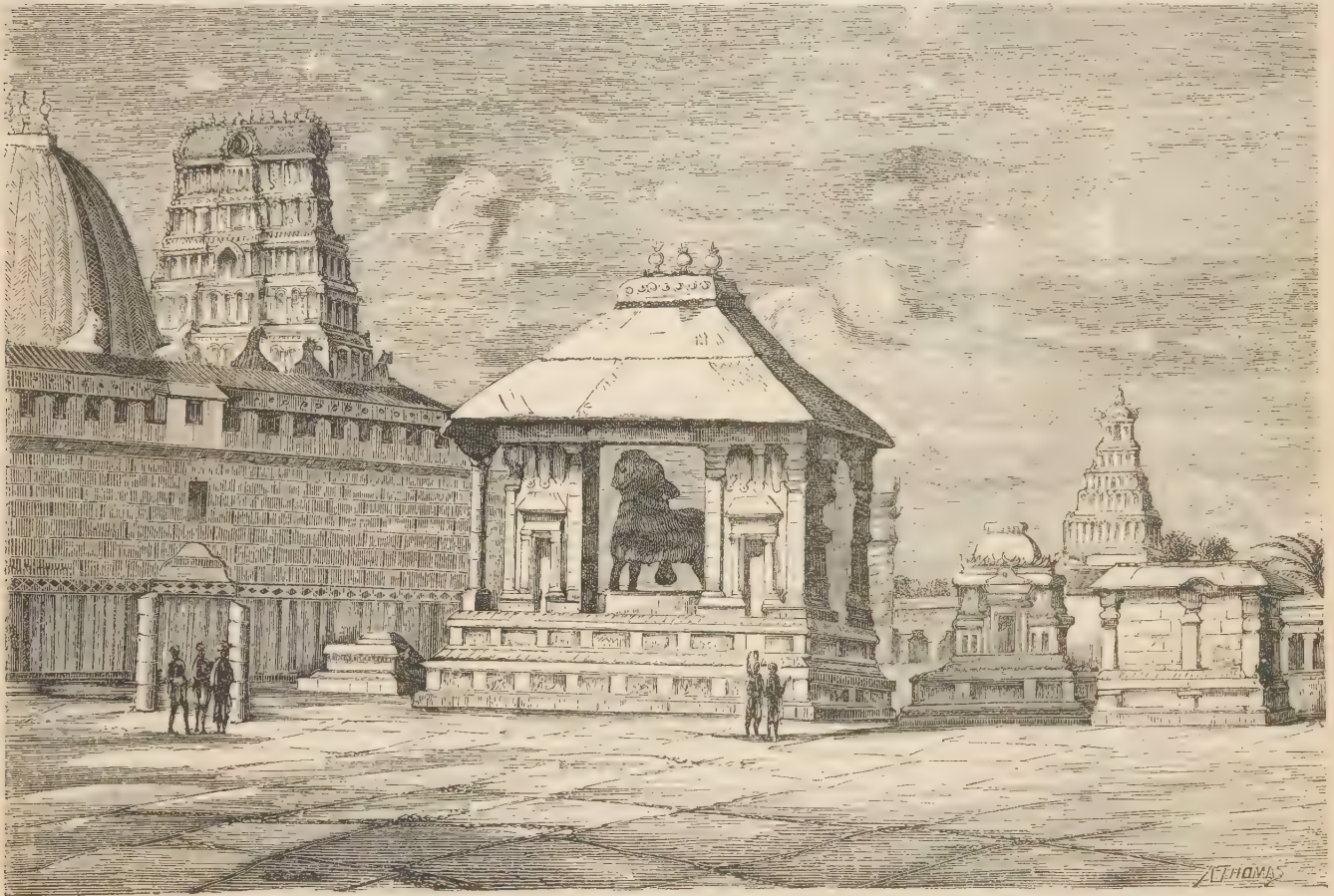
Freunde. Vor einigen Tagen haben mir die guten Leute rührende Beweise ihrer Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegeben. Ich hatte einige Mundas (Dorfhäuptlinge) zu mir beschieden, um ihnen auseinanderzusetzen, daß ich eine Schule bauen wolle und leider nicht das nöthige Bauholz habe. „Pater,“ antwortete der Munda von Ghindagutu, ein Heide, „wenn wir krank sind, so besuchst Du uns; wenn die Noth uns drückt, so hilfst Du uns; seitdem Du in unserer Mitte weilst, wagt Niemand mehr, uns Unrecht zuzufügen: wie sollten wir Dich nun verlassen, da Du der Hilfe bedarfst? Der schönste Baum meines Sarnas gehört Dir, und mit Freunden schenke ich Dir den,elben.“ — „Der schönste Baum von Simbua steht Dir ebenfalls zur Verfügung,“ fuhr darauf der heidnische Munda von Simbua fort; „Du kannst ihn, sobald Du willst, fällen lassen.“ — „Und ich,“ sagte der Munda von Sarmada, „ich



schenke Dir meine drei schönsten Bäume . . . Mögen alle Mundas des Distriktes unserm Beispiele folgen, dann wirst Du Deine Schule bald fertig haben.' — Sind das nicht in der That edelmüthige Herzen, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen? In diesem Augenblick sind meine Leute schon damit beschäftigt, jene ehrwürdigen Waldbriesen zu fällen.

Zur Ausführung unseres Baues hatten wir Kalk nöthig; denn Lehm mochte ich nicht als Kitt gebrauchen, obwohl es hier zu Lande allgemein geschieht; ich wollte einen soliden, aus Sand und Kalk. Sand konnte ich mir nun freilich genug im Bette eines nahen Flusses verschaffen, aber den Kalk mußte ich in kleinen Körben 14 Meilen weit herholen lassen. Ich erkundigte mich daher, ob sich nicht in der Umgegend ein Kreidelager fände. Auf die bejahende Antwort begab ich mich eines frühen Morgens mit sechs Begleitern in der bezeichneten Richtung auf den Weg und entdeckte in der That

nach einem mehrstündigen mühsamen Marsche über Berge und durch Thäler ein herrliches Kreidelager. Sofort füllten wir die zwölf mitgebrachten Körbe. — Die Kolhs sind starke Raucher. Der Tchungi (eine Art Friedenspfeife) spielt eine große Rolle bei ihnen. Man nimmt ein wenig Tabak, wickelt ihn in ein trockenes Saltreeblatt, thut einige Züge daran und überreicht dasselbe dann seinem Nachbar. Das nennt man einen Tchungi. Er gilt als eine große Ehrenbezeugung. Ich erweise sie allen Kolhs, die mich besuchen. Daher ist es denn auch eine Seltenheit, daß ein Kohn nach Sarwaba kommt, ohne mir die Ehre seines Besuches zu schenken. Durch diese kleine, wahrlich nicht kostspielige Aufmerksamkeit mache ich mir alle zu Freunden. Wie viele Schwierigkeiten habe ich schon aus dem Wege geräumt, wie viele Handel geschlichtet, wie viele Angelegenheiten auf gütlichem Wege geordnet, während der Tchungi von Mund zu Mund die Kunde machte! Ich will mich indeß nicht darauf



Die Pagode des heiligen Stiers von Chillumbaram.

beschränken, die Leute nur mir zu Freunden zu machen; hoffentlich wird es mir mit Hilfe der Gnade gelingen, auch die Zahl der Freunde Gottes zu mehren. Doch nun zurück zu unserer Entdeckungsfahrt!

Nachdem wir am Ufer des Flusses einige Minuten ausgeruht und meine Leute sich durch den Tchungi erquickt und erfrischt hatten, nahmen sie neu gestärkt die schweren Körbe auf ihre Schultern, und nun ging es zurück nach Sarwaba. Nach einer kurzen Ruhe holten meine braven Kolhs am Nachmittag noch einmal zwölf Körbe Kalk. Wegen dieser nicht wenig anstrengenden Arbeit wagte ich es nicht recht, sie für den folgenden Tag wiederum in Anspruch zu nehmen. Da sie mein Schwanken bemerkten, boten sie sich von selbst an, mit den Worten: 'Pater, morgen wollen wir wieder Kalk holen, wir thun das mit Freuden.' — Die Entfernung bis zu jenem Kreidelager beträgt nun genau 6 engl. Meilen oder zwei starke Stunden;

diesen, wie ich schon bemerkte, mühsamen Weg legten die Leute viermal an einem Tage, mit einer schweren Last auf den Schultern, zurück, und dafür erhielten sie einen täglichen Arbeitslohn von sechs Pices, d. h. zehn Pfennigen. Und mit einem solchen Lohn waren sie dann noch mehr als zufrieden. Die armen Leute brauchen freilich auch fast nichts zu ihrem Lebensunterhalt: ein wenig Reis und einige ärmliche Kleider reichen für sie hin.

So geht denn meine Schule rasch ihrer Vollendung entgegen; sie wird zehn Meter lang und fünf Meter breit und trotzdem einer der schönsten Bauten von Sarwaba sein. Der hochw. Erzbischof hat mir vor kurzem ein schönes, aus Holz gefertigtes Tabernakel versprochen, das dem Altar zu großer Zierde gereichen und meine Kolhs mit Bewunderung erfüllen wird. Am nächsten Weihnachtsfest hoffe ich im Besitze desselben zu sein."

Dieses Weihnachtsfest beschreibet ein Brief vom 30. Dec. 1881:



„Es ist nicht Alles bloß Kreuz und Entbehrung für den Missionär bei den Kolhs. Glauben Sie das ja nicht! Der liebevolle göttliche Meister läßt seine Diener zu Zeiten jene reinen und hohen Genüsse verkosten, die sie für alle Mühen und Sorgen reichlich entschädigen. Ein solcher Freudentag war für mich das Weihnachtsfest, welches ich vor einigen Tagen mit meiner neuen Christengemeinde von Sarmada gefeiert habe. Ein kurzer Bericht über diese Feier wird Sie gewiß interessieren.“

Während der beiden letzten Monate war ich, wie ich Ihnen schon mittheilte, genöthigt, das heilige Mesopfer unter freiem Himmel, am Eingange eines Waldes darzubringen. Seit ungefähr einem Monat war nun die Kälte so heftig, daß ich kaum noch die heilige Hostie mit den Fingern zu halten vermochte. Das Schreien der armen Kleinen, denen es an der nothdürftigsten Kleidung mangelte und die vor Kälte zitterten, durchschnitt mir das Herz. Was sollte ich thun? Zu wiederholten Malen kam mir während des Gebetes der Gedanke, ich solle nach Ranchi, dem Hauptort des Distriktes, gehen, um dort, bei Gelegenheit des Weihnachtsfestes, Almosen zu sammeln, damit ich doch diesen armen Leuten die allernothwendigsten Kleidungsstücke beschaffen könnte.

Eines schönen Tages, gegen Mitte December, machte ich mich denn Abends um 6 Uhr, nachdem ich mit meinen Christen das Abendgebet verrichtet, auf den Weg, ritt die ganze Nacht hindurch wacker voran und gelangte am andern Morgen nach Dorunda. Ich theilte meinen Plan dem P. Ruhlmann, dem dortigen Missionär, mit. Derselbe war ganz damit einverstanden. Im Laufe des Tages machte ich dann bei den Europäern von Ranchi die Runde und bettelte um Almosen für meine armen Kolhs. Überall fand ich freundliche Aufnahme und edelmüthige Wohlthäter. Mit 40 Rupien in der Tasche kehrte ich Abends zurück. Leider waren mehrere der angesehensten Bewohner von Ranchi abwesend; sonst würde ich das Doppelte erhalten haben. Am folgenden Tage machte ich zu Ranchi meine Einkäufe und langte dann, mit reicher Beute beladen, um 3 Uhr in der Nacht wieder in Sarmada an; meine Christen hatten von dem Grunde meiner kurzen Abwesenheit nicht die leiseste Ahnung.

Ich mußte nun darauf bedacht sein, für die Mitternachtsmesse des hohen Weihnachtsfestes einen passenden Ort herzurichten; denn es war rein unmöglich, sie unter freiem Himmel zu feiern. Die Mauern der Schule waren leider erst zwei Fuß hoch. Daher legten denn alle eifrig Hand an's Werk, und siehe da, zwei Tage vor Weihnachten war die eine Mauer ganz fertig, die andere zu einer Höhe von sieben Fuß aufgeführt. Diese improvisirte Kapelle mußte nun noch um jeden Preis geweiht werden. Aber dazu fehlten alle nothwendigen Werkzeuge. Was war zu machen? Es blieb nichts Anderes übrig, als die Arbeit mit der Hand auszuführen. Des Abends war dann die Kapelle wirklich geweiht, so gut und so übel es eben hatte gehen wollen. Am folgenden Tage zierten wir sie mit Grün, mit Blumen und Zweigen, mit rothen und weißen Tüchern, zwölf hübsche venetianische Lampen wurden an dem Gewölbe aufgehängt, und die Wände mit den schönen Herber'schen Gemälden geschmückt, auf denen das ganze Leben des göttlichen Erlösers von der Krippe bis zum Kreuze dargestellt ist. Vor der Kapelle errichtete man einen doppelten Triumphbogen, und endlich stellte man mit etwa 20 jungen Bäumen, die eben im Walde gefällt waren, eine kleine Allee her, welche zum Heiligthum führte.

Am Vorabend vor Weihnachten, um 4 Uhr Nachmittags, wurde eine rothe Fahne mit einem weißen Kreuz in der Mitte an einem hohen Mastbaum vor der Kapelle aufgehißt. „Was ist doch das für ein Fest?“ fragten voll Staunen die Heiden, welche die Neugierde herbeigeloct hatte. Alea banchawrea parob, „es ist das Fest unserer Erlösung,“ erwiderten die Christen mit heiligem Stolz. Um 8 Uhr Abends hatte sich meine ganze kleine Gemeinde, 80 Personen an der Zahl, eingefunden. Außerdem waren noch 26 Katechumenen da, welche nach der Mitternachtsmesse die heilige Taufe empfangen sollten. Es wehte ein kalter Nordwind; die Kinder weinten und

zitterten vor Kälte; ich ließ sie auf Matten hinsetzen und brettete dann, zur großen Freude aller Mütter, einige wollene Decken über sie aus. Während nun diese lieben Kleinen sich halb des tiefsten Schlafes erfreuten, zündete man rings um die Kapelle große Feuer an und bereitete mit allem Eifer die Katechumenen auf den Empfang der heiligen Taufe vor. Um 11 $\frac{3}{4}$  Uhr verkündeten zwölf Gewehrscüsse das Herannahen des feierlichen Augenblickes. Ein Ausruf der Bewunderung entrang sich der Brust meiner braven Kolhs, als ich sie einige Minuten vor Mitternacht in die hell erleuchtete Kapelle eintreten ließ: nichts fehlte; auch das Christkindchen nicht, das in einem bescheidenen Krippchen auf etwas Stroh gebettet lag. Ich war selbst ergriffen und kann Ihnen sagen, daß es in der That schön war.

Gerade um Mitternacht stimmte ich das „Hejupe, Kristanko“ (Adeste, fideles) an; dann begann ich die heilige Messe, welche ich dieses Mal zu größerer Feierlichkeit sang. Nach dem Evangelium richtete ich eine kurze Ansprache an meine Christen, in der ich ihren Eifer mit dem der Hirten verglich und ihnen zeigte, wie die Armen die bevorzugtesten Freunde Gottes sind. Ich konnte das Glück der guten Leute auf ihren Gesichtern lesen; ich kann Sie versichern, daß ich nicht weniger glücklich war als sie. Danach taufte ich unsere 26 Katechumenen; die Feier dauerte drei Stunden: ich war völlig erschöpft. Selige Ermüdung! Möge der liebe Gott sie mir recht oft zu Theil werden lassen! So sind wir denn glücklich über das erste Hundert hinaus! Ich zähle gegenwärtig 106 Pfarrkinder.

Morgens um 8 Uhr las ich die zweite, dann die dritte heilige Messe, denen alle meine Christen wiederum beiwohnten. Nach Beendigung der religiösen Feier bereitete man das gewöhnliche Festmahl, welches aus Reis und einigen Stücken Ziegenfleisch besteht. Es gilt bei den Kolhs als eine Ehre, dem armen Thiere, welches die Kosten des Festes tragen muß, den Todesstreich versetzen zu dürfen; sie gebührt von Rechtswegen dem Stärksten. Während einer der Kolhs den Kopf der Ziege ein wenig in die Höhe hebt, holt jener mit dem Beile weit aus, springt an das Thier heran, schlägt zu, und der Kopf des Opfers rollt etwa 20 Fuß weit weg. Sofort bemächtigt man sich des noch zuckenden Thieres und sammelt das hervorströmende Blut in einem Gefäße. Die Kolhs verzehren Alles: das Blut, die Eingeweide, selbst die Knochen, die vorher zerhackt werden. Ja noch mehr! Als ich Abends mich erkundigte, was man mit der Haut gemacht habe, antwortete mir der Katechet mit der größten Ruhe: „Die hat denselben Weg genommen wie das Übrige.“

Um 3 Uhr Nachmittags lud ich meine Christen zum Christbaum ein. Da hätten Sie das Glück der guten Leute sehen sollen! Die Greise erhielten eine schöne Mütze, andere eine Tabaksdose, die Ärmsten ein Stück Leinwand, die Kinder ein Kleidungsstück oder Spielzeug, die Knaben eine Schreibtisch u. s. w. Nach der Vertheilung felsen die glücklichen Kolhs, mit ihren neuen Kleidern angethan, auf die Knie und beteten inbrünstig für ihre edelmüthigen Wohlthäter; dann verrichteten wir zusammen das Abendgebet.

Gegen 5 Uhr war gemeinschaftliches Essen: alle Christen saßen im Kreis um das große Kreuz; jeder hatte drei oder vier zusammengeknähte Baumbblätter vor sich, die als Teller dienten. Auf dem größern lag Reis, auf den andern Fleisch u. s. w.

Als Alles bereit war, kamen zwei Männer zu mir und ersuchten mich, das Tischgebet zu sprechen. Alle Anwesenden erhoben sich wie ein Mann: ich betete mit lauter Stimme das Vaterunser und Begrüßt seist du, Maria, und segnete aus ganzem Herzen das Mahl und meine ganze kleine, mir so theure Familie. Nach beendigtem Mahl kehrten die Christen in ihre Dörfer zurück. So verlief dieses schöne Weihnachtsfest. Es wird noch lange in unserer Erinnerung fortleben.“

### Nordamerika.

Die Indianermisson im Felsengebirge. In der Decembernummer des letzten Jahres haben wir aus Briefen P. Caruana's



S. J. mehrere erbauliche und trostreiche Züge aus dem Missionsleben unter den Indianern mitgetheilt. Heute wollen wir ein Schreiben seines Ordensgenossen, P. Bandinis, vorlegen, welcher in der St. Ignatius-Mission bei den Plattköpfen in Montana thätig ist. Auch dieser Missionär erzählt beherzigenswerthe Beispiele der Langmuth und Gerechtigkeit Gottes:

„Ohne alle Einleitung will ich einige Vorfälle erzählen, welche die väterliche Liebe Gottes zu diesen armen Indianern beweisen. Im letzten Januar kam ein Weib zu mir und sagte: ‚Pater, gehe da und da hin, 14 Meilen von hier wirst du einen Mann finden, der mit dem Tode ringt. Er ist noch ein Heide, sehnt sich aber nach der heiligen Taufe.‘ So rasch ich konnte, war ich auf dem Wege. Ein starker, schneidender Nordwind blies an dem Tage; einige Indianer, denen ich unterwegs begegnete, saßen verkehrt zu Pferde, daß sie den Rücken dem Winde zuwendeten. Ich erreichte den Ort, wo der Kranke weilen sollte; aber trotz aller Nachfragen konnte mir Niemand die gewünschte Auskunft geben. Nach langem und fruchtlosem Suchen sah ich endlich einen Mann von einer Hütte zur nächsten gehen, der, wenn auch nicht in Todesgefahr, doch ganz gewiß bei schlechter Gesundheit war. Ich erklärte ihm, seinetwegen sei ich hergekommen; die und die Person habe mir mitgetheilt, daß er mich zu sprechen wünsche. Der Mann sagte, er habe nicht nach mir geschickt und habe keinem Menschen einen Wunsch geäußert, den Schwarzrock zu sehen oder die Taufe zu empfangen. Ich aber meinte, auf jeden Fall dürfe meine Reise von 28 Meilen an einem so kalten Tage nicht umsonst sein, und ich erkenne in der ganzen Sache einen Wink der Vorsehung; dann frug ich ihn ob er nie in seinem Leben die heilige Taufe gewünscht habe; er sagte, das habe er, allein da seien verschiedene Schwierigkeiten. Diese löste ich ihm rasch und zu seiner Zufriedenheit und spendete ihm dann die heilige Taufe, da ich ihn hinreichend unterrichtet fand. Gegen Ende des Winters ging der gute Agibius — diesen Namen hatte er in der Taufe erhalten — zu Fuß nach einem 36 Meilen entfernten Lagerplatze; kaum dort angekommen, nahte sein letztes Stündchen, und er wurde in den Himmel aufgenommen, wie ich mit Grund annehmen kann.

Letzten Winter taufte ich auch einen Jüngling von den Nez percés, Nepteztakantim mit Namen. Es war ein kräftiger Mensch voll blühender Gesundheit. Kaum einen Monat nach der Taufe wurde er krank und starb in drei Tagen, seine Mutter und alle Verwandten und Freunde ermahnend, sie sollten sich doch taufen lassen und das Gebet (die Religion) des Herrn Jesus Christus lieben. Glücklicher Jüngling, von dem wir in Wahrheit sagen können: ‚Er wurde hinweggenommen, damit die Bosheit seine Seele nicht beflecke.‘

Eines Tages reiste ich über die Höhen, auf denen unsere Indianer ihre Vorräthe an essbaren Wurzeln einsammeln, als ein Greis vom Stamme der Kottonesi mir nahte und sagte, er habe von seinem Häuptling den Auftrag, mich zu bitten, ich möge mich seines Volkes erbarmen und zu ihnen kommen, um ihre Beichten zu hören. Ich antwortete, ich werde ihr Lager besuchen, sobald ich die Beichten der Kalispels gehört hätte, welche in der Umgegend zerstreut wohnten. Der Eifer des guten alten Mannes und die Mühe, die er sich gab, mir den Auftrag des Häuptlings zu melden, waren in den Augen Gottes wohlgefällig und sollten ihres Lohnes nicht ermangeln. Als ich das nächste Jahr zur gleichen Jahreszeit zufällig wieder in diese Gegend kam, traf ich einen Boten von dem gleichen Häuptlinge, der mich bat, ohne Verzug in sein Dorf zu kommen, da der gute alte Mann am Sterben sei und sehnlichst nach einem Priester verlange. Am gleichen Tage noch hinzukommen, war unmöglich, und bei Nacht reisen ging durchaus nicht an, da die Wege schlecht waren und durch dichte, unabsehbare Wälder führten. So mußte ich nothgezwungen den nächsten Morgen abwarten. Der Trost des sterbenden Greises und seine Dankbarkeit gegen Gott, der sein Gebet erhört und ihm den Schwarzrock zum Beistande im Tode geschickt hatte, läßt sich nicht beschreiben. Ich spendete ihm die letzten Sacramente, und er fuhr

fort, um Verzeihung für alle seine Fehler zu flehen, bis er am darauffolgenden Tage seine Seele der Hand des Schöpfers übergab.

Ein anderes nicht minder trostreiches Ereigniß, das alle Missionsarbeiten hundertfach belohnt, war der Lebensabschluß Polotkans, des Sutoli-Häuptlings, der früher der protestantischen Kirche angehört hatte. Sein Lager befand sich etwa 11 Meilen von unserer Station, als er gefährlich erkrankte. Ich muß hier bemerken, daß wir gerade im Maimonat waren, welcher der Verehrung unserer lieben Frau geweiht ist, und diese Andacht ist unter den Indianern weit verbreitet und viel geübt. Da man stündlich die Nachricht seines Todes erwartete, empfahl einer der Missionäre unsern Indianern, sie möchten zur selbigen Jungfrau um die Bekehrung Polotkans beten. Augenblicklich machte ich mich auf den Weg und erreichte das Lager des kranken Häuptlings während der Nacht und hieß auch dort die katholischen Indianer den Rosenkranz für die Bekehrung des Sterbenden aufopfern. Es mangelte zwar den Indianern nicht an Vertrauen auf die Fürbitte unserer lieben Frau; gleichwohl antworteten sie in ihrer gewohnten Einfalt, dieses Anliegen sei hoffnungslos, denn ihr armer Häuptling sei viel zu verstockt und voller Vorurtheile gegen den katholischen Glauben. Trotz dieser Überzeugung begannen sie aber dennoch, weil ich es wünschte, das Gebet des heiligen Rosenkranzes. Ich selbst begab mich eilig in die Hütte des Kranken und überreichte ihm sofort die Medaille der unbefleckten Empfängniß. Dann gewann ich Schritt für Schritt sein Herz, das bis dahin unserer Religion so feindselig gewesen, und in kurzer Frist bewirkte die göttliche Gnade eine völlige Umwandlung und besiegte ihn derart, daß ich ihm noch im Verlaufe der Nacht (bedingungsweise) die heilige Taufe spenden konnte. Am folgenden Morgen hatte ich Zeit genug, ihn für seine erste und letzte Communion vorzubereiten, welche er zur großen Erbauung aller Umstehenden empfing, und so ging er, mit allen Tröstungen unserer heiligen Religion gestärkt, zur Seligkeit ein, wo er seiner himmlischen Wohltäterin danken konnte.

Das Sprichwort sagt: ‚Keine Rose ohne Dornen.‘ Daß dasselbe nur zu wahr ist, beweist jeder Tag unseres Missionslebens; es ist nur der eine Unterschied, daß, wie unsere Rosen über allen Begriff süß duften, so auch ihre Dornen recht schmerzlich verwunden. Ich will ein Beispiel anführen. Ein unglücklicher junger Mensch hatte eine sündhafte Verbindung eingegangen; ich gab mir lange Zeit alle Mühe, mit ihm zusammenzutreffen; allein er machte meine Anstrengung zu Schanden und wußte mir überall zu entweichen. Auf Weihnachten kam er endlich zur Kapelle; man meldete es mir sofort, und ich ließ ihm durch einen Boten sagen, ich wünsche ihn zu sehen. Der arme Mensch entsprach meiner Bitte nicht und hatte keine Ahnung, daß dieses der letzte Ruf der Gnade sei, den Weg des Verderbens zu verlassen. Nur ein paar Tage später betheiligte er sich an einem keineswegs unschuldigen Spiele, das tief in die Nacht hinein dauerte. Beim Heimgehen fühlte er sich plötzlich unwohl. Am Abend des darauffolgenden Tages schickte er nach mir; da ich aber gerade kein Pferd hatte, mußte ich den Besuch auf den nächsten Morgen verschieben. Zu sehr früher Stunde verließ ich unsere Wohnung; als ich noch etwa zwei Meilen von der Hütte des Kranken entfernt war, traf ich einen jungen Menschen, der mich fragte, wohin ich gehe. ‚Ich will Franz besuchen,‘ antwortete ich. ‚Franz ist todt,‘ lautete seine Entgegnung. Man denke sich meinen Kummer bei dieser Kunde! Dennoch setzte ich meinen Weg fort und erkundigte mich in der Wohnung des Todten nach allen Einzelheiten des traurigen Vorfalles. Die Leute versicherten mir, welch großes Verlangen der arme junge Mensch gehabt habe, sich mit Gott auszuöhnen; als er nicht mehr sprechen konnte, nahm er einen Stock und schnitt darauf die Zahl der Wochen ein, welche seit seiner letzten Beicht verfloßen waren. So habe ich Grund, zu hoffen, die göttliche Barmherzigkeit habe Mitleiden gehabt mit dieser armen Seele und die unendliche Güte und Liebe Gottes habe sich ihr im Augenblicke des Todes geoffenbart, so daß der Sterbende einen Akt richtiger und vollkommener Reue über seine Sünden erweckte. Sie



können sich denken, daß die Umstände mir ausreichenden Stoff boten für eine erschütternde Ermahnung, welche ich an die Genossin seiner Sünde richtete, und meine Worte brachten sie, von der göttlichen Gnade unterstützt, zu einer aufrichtigen, nachhaltigen und exemplarischen Buße."

Wir fügen diesem Briefe eine Beschreibung des Ignatiusfestes in der gleichen Mission bei, welche der Hauptsache nach dem in Helena (Montana) erscheinenden „Independent“ entnommen ist. Das Fest wurde durch die Anwesenheit des hochwürdigsten Herrn Seghers von Oregon besonders erhöht.

Als der Erzbischof mit seiner Begleitung die Höhe der Bergkette erreichte, welche auf der Südseite das herrliche Thal abschließt, worin die Mission der Plattköpfe gelegen ist, wurde er von einer Truppe von beiläufig 200 berittenen Indianern in Empfang genommen, die ausgezogen waren, um den „guten Violettrock“, wie sie den Erzbischof nennen, zu bewillkommen. Zunächst wurde ein Kurier an Major Ronan, einen Herrn aus der Begleitung des Erzbischofs, abgesandt mit der Frage, ob die Pferde der hohen Besucher durch das Abfeuern von Gewehren nicht scheu würden. Die Antwort lautete verneinend, und sogleich bildeten die Indianer auf beiden Seiten der Straße ein Spalier, und beim Herannahen des erzbischöflichen Wagens erklangen wiederholte Begrüßungssalven, mächtig wiederhallend durch das ganze Thal. Die Plattköpfe bezeugten eine kindliche Freude, ebenso das ganze Volk, das sich in der Mission versammelt hatte; auch der Erzbischof nebst seiner Umgebung war sichtlich befriedigt durch den ehrenvollen Empfang, den die guten Leute ihm bereitet hatten.

Raum war das Echo der letzten Salve in den Bergen verklungen, als die ganze Reiterei abstieg und, auf den Knien liegend, in der ehrfurchtsvollsten Haltung um den erzbischöflichen Segen bat. Der hohe Kirchenfürst spendete denselben, während er die Reihen passirte. Bald saßen Alle wieder im Sattel, und indem die Einen vorausritten, die Anderen den Nachtrab bildeten, geleiteten sie den Erzbischof zur Missionsstation.

Der Empfang, der Msgr. Seghers daselbst zu Theil wurde, trug in höchst interessanter Weise die ganze volksthümliche Höflichkeit der Indianer zur Schau. Fast alle Angehörigen des Stammes der Plattköpfe nebst zahlreichen Repräsentanten der Schwarzfüße, Priemherzen, Kootenais, Hängeohren und anderer Indianerstämme hatten sich auf dem freien Platze bei der Kirche versammelt; ihre Gesamtzahl belief sich auf mehr als 1500 Personen. Dann trat Albert, der Häuptling der Plattköpfe, vor und theilte durch P. Cataldo, als Dolmetscher Sr. erzbischöflichen Gnaden, mit, daß er, der Häuptling, jetzt zu seinem Volke reden wolle; darum wünsche er zu vernehmen, was er seinen Unterthanen sagen solle. Ein freundliches Lächeln des Erzbischofs war für Alle das Zeichen, daß er seinen Worten ein geneigtes Ohr leihe; und nun begann der Häuptling eine jener höchst leidenschaftlichen und doch so edlen und würdevollen Reden, wie sie nur aus dem Munde jener Kinder der Wildniß gehört werden.

P. Cataldo, der die Dialekte mehrerer Indianerstämme Nordamerikas mit vollkommener Geläufigkeit spricht, gab die Rede des Häuptlings in Englisch wieder. Dieselbe war, mit Ausnahme einer kurzen Begrüßung des Erzbischofs im Anfang, nichts Anderes als eine Verurtheilung der Trunksucht, Rauferei und anderer ähnlicher Laster, die seit der Einführung des Branntweins namentlich unter den jüngeren Stammesgenossen

aufgetaucht waren. — Nach Albert, dem Häuptling der Plattköpfe, sprachen noch Michael, Häuptling der Hängeohren, und Ignaz, Häuptling der Kootenais; auch ihre Reden wurden mit der gleichen Aufmerksamkeit angehört.

Der Hauptzweck, den der Erzbischof bei seinem Besuche der Mission im Auge hatte, war die Spendung der heiligen Firmung an alle jene Stammesangehörigen, die sich unter der Leitung der Brüder und Schwestern auf den Empfang dieses Sacramentes vorbereitet hatten. Zugleich wurde einem jungen Candidaten des Priesteramtes, der in der Mission sich eingefunden, die Subdiakonatsweihe ertheilt.

Der Gottesdienst am St.-Ignatius-Feste nahm um sechs Uhr Morgens seinen Anfang, und fast eine halbe Stunde zuvor sah man schon alle Räume der Kirche mit Andächtigen gefüllt. Sechs Priester bildeten die Umgebung des Erzbischofs, und bei seinem Eintritt in die Kirche gingen ihm zahlreiche Acolythen — Indianerknaben in Soutane und Rochet —, ein jeder eine brennende Kerze in der Hand tragend, voraus. Alsdann begann der Häuptling der Plattköpfe laut den Rosenkranz zu beten, wobei die ganze Versammlung wie mit Einer Stimme antwortete. Darauf folgte das Pontificalamt. Den Sängerkhor bildeten Indianermädchen unter der Leitung der Schwestern.

Daß auch die praktische Seite der Andacht bei den Plattköpfen nicht unbeachtet blieb, zeigt der Umstand, daß mehr als 400 aus ihnen die heilige Communion aus der Hand des Erzbischofs empfangen; eine in der That imposante, in ihrer Art einzige Scene! Auf dem Chore der Kirche der Erzbischof und die ihn umgebenden Priester in ihren heiligen Gewändern, die Acolythen, der schön vergoldete und decorirte Altar, prangend im reichsten Blumenschmuck und strahlend im Glanze von vielen Kerzen: welch einen Contrast bildete dieses Alles zu der dichtgebrängten Versammlung im Schiffe der Kirche! Da standen und knieten mehr als 1000 Indianer, eingehüllt in ihre langen Wolldecken, die bald blau, bald roth aussahen, bald in den buntesten Farben schillerten; das lange schwarze Haar hing in seiner ganzen natürlichen Wildheit auf die Schultern herab, während Federn, Muscheln und allerlei Flitterkam den phantastischen Schmuck vollendeten.

Am Schluß der Messe spendete der Erzbischof an mehr als 60 Personen im Alter von 12 bis zu 50 Jahren das Sacrament der Firmung. Dann hielt er eine Predigt in englischer Sprache, die P. Cataldo zur Belehrung der Anwesenden Satz für Satz in die Kalispel- oder Muttersprache der Indianer übertrug. Im Laufe der Rede rügte Msgr. Seghers in den strengsten Ausdrücken gewisse Gewohnheiten und Freiheiten, die sich unter dem Volke eingeschlichen hatten. Schließlich kündigte er an, daß er am Nachmittag um 4 Uhr beim Begräbniß eines Indianerkindes zugegen sein werde, und zur bestimmten Stunde war die ganze Kirche wiederum gefüllt, wie am Morgen. Langsam bewegte sich der Trauerzug zum Friedhofe, der ungefähr eine englische Viertelmeile von der Kirche entfernt lag. Die Psalmen und Hymnen wurden wiederum von den Indianer-Frauen und -Mädchen gesungen; ernst und schweigend schritten die Männer einher, und obschon das Thermometer 80° F. (26° C.) zeigte, waren sie doch bis über die Ohren in ihre wollenen Decken gehüllt und schienen die ganze Welt um sich her vergessen zu haben.

Auf dem Gottesacker angekommen, sprach Msgr. Seghers die bei der Beerdigung üblichen Kirchengebete, und als gegen





Der Untergang der „Ville du Havre“.



Ende derselben P. Cataldo den Namen eines Hymnus oder Psalmes in der Kalispelsprache nannte, wurde derselbe sogleich von Indianerinnen in dem klagenden Tone ihrer alten Trauerlieder angestimmt. Dann wandte sich der Erzbischof nochmals an seine Zuhörer und erinnerte sie mit warmen Worten an ihre religiösen und moralischen Pflichten, und damit schloß die feierliche Handlung.

Der Abend desselben Tages war noch Zeuge einer rührenden Scene. Bei einbrechender Dunkelheit klopfte eine Indianerin an die Thüre des Missionärs und verlangte mit dem

Pater zu sprechen. Ein einziger Blick auf ihr Gesicht zeigte, daß sie geweint hatte, und unbekannt mit der Ursache ihrer Thränen, fragte der Pater freundlich nach ihrem Begehren. Aber ihre Thränen waren Thränen der Freude und des Trostes gewesen. Ihr Töchterlein war eines der verständigsten Kinder in der Schule der Schwestern; sie selbst hatte seit Jahren gleich Magdalena ein Leben der Frömmigkeit und Tugend zur Erbauung der ganzen Gemeinde geführt, und jetzt hatte erst vor einer Stunde auch ihr Mann durch die Predigt des Bischofs sich endlich bekehrt.

## M i s c e l l e n .

**Untergang des holländischen Dampfers „Edam“.** „Wer beten lernen will, der gehe auf das Meer“, sagt der Volksmund; und in der That, daß dem nassen verrätherischen Elemente, wenn es auch noch so spiegelglatt aussieht, nie zu trauen sei, das wissen Schiffer, Kaufleute und Missionäre, die der Beruf auf diese wackelige Straße führt, sehr gut, und darum ist auch keiner, der nicht wenigstens mit einem Gefühl der Unsicherheit die schwankende Schiffstreppe hinaufsteigt; namentlich im Monat September, wenn die Äquinocial-Stürme auch auf Reisen sind. Daß aber der liebe Gott die Seinigen bei allem Unglück oft wunderbar beschützt und rettet, und daß er namentlich durch ein in höchster Noth gemachtes Gelübde sich rühren läßt, das beweist auch der Schiffsbruch und die Rettung von vier jungen Candidaten des Missionsberufes, welche auf der Überfahrt von Amerika nach Europa begriffen waren, um daselbst ihre theologischen Studien in einem Missionshaus zu vollenden. Wir lassen einen derselben als Augenzeugen den Hergang schildern.

„Mittwoch den 20. September (1882) hatten wir uns in New-York auf dem „Edam“, einem Dampfer der Linie Rotterdam = New-York, beim schönsten Wetter eingeschifft. Unser Schiff war ein großer starker Schraubendampfer, ganz aus Eisen gebaut, 350 Fuß lang und mit drei Masten versehen. Unsere Kabine war geräumig, Alles sehr schön und bequem eingerichtet, wir wurden trefflich versorgt und bedient; unser Kapitän, ein kleiner, untersehter, freundlich aussehender Holländer, mit schwarzem Schnurr- und Backenbart, war vertrauenerweckend, die übrigen Schiffs-offiziere und Mannschaften, ebenfalls Holländer, sehr anständig, und somit versprachen wir uns bei den günstigen Prophezeiungen des „Wetter-Admirals“ in New-York eine gemüthliche Fahrt. Wirklich ging es auch in den ersten zwei Tagen herrlich. Hinter uns verschwand der amerikanische Continent mit seinen Leuchthürmen; blau wölbte sich über uns der klare sonnige Himmel, und nur wenig von der leichtbewegten See geschaukelt, sahen wir mit einem ganz gelinden Heimweh den rauchenden Dampfern und den weißbeseelten Segelschiffen nach, die stolz und sicher dem Hafen unserer lieben Heimath zusteuerten. Im goldverbrämten Purpurmantel der Wolken und Wogen ging jetzt die Sonne unter, und still legte sich das silberhelle Licht des Mondes auf die ruhige Wasseroberfläche. Dieses prächtige, wechselnde Schauspiel entzückte uns. Aber bald sollte es sich in ein schauerliches Bild voll des furchtbarsten Grusses verwandeln.

Es war am Abend des zweiten Tages gegen 11 Uhr, daß wir vom Verdeck in unsere Kabine hinabstiegen. Am Rade war der Steuermann und oben auf der Commando-Brücke stand stumm, in seinen Mantel gehüllt, ein wachhabender Offizier; vorn und hinten an den Masten sowie zu beiden Seiten des Schiffes strahlten hell die Signallaternen und blickten wie die feurigen Augen geisterhafter Schildwachen hinaus in die mondhelle Nacht. Alle Passagiere lagen schon im Schlaf. Auch wir waren müde und legten uns zur Ruhe, nachdem wir gemeinschaftlich unser Abendgebet gesprochen und uns dem Schutze Gottes und seiner Engel empfohlen. Wir waren getrosteten Muthes; beteten ja hüben und drüben vom Ocean so viele Freunde und Brüder

für uns um glückliche Fahrt. Eine Stunde ungefähr mochten wir geschlafen haben, als wir plötzlich durch einen heftigen Stoß und ein furchtbares Krachen und Dröhnen geweckt wurden. Es war, als sei ein Thurm über uns auf das Verdeck gestürzt. Entsetzt fuhren wir empor; da folgt ein zweiter Stoß, so daß wir beinahe aus den Betten geschleudert wurden — und ein neues Krachen, als breche das Schiff mitten entzwei. Zugleich stand die Maschine und die Schraube unseres Schiffes still. Da erkannte ich, daß ein Unglück geschehen sein müsse, sprang vom Lager auf und rief meinen Gefährten zu: „Ruhig! Ich will fragen, was es ist.“ Ich sprang, oder vielmehr ich flog die Treppe hinauf; da kam mir schon der Kapitän entgegen, der mit Donnerstimme rief: „Feuer! Schnell alle auf's Verdeck!“ Wie vom Winde getragen stürmte ich die Treppe wieder hinab zu meinen Gefährten, die mich auf die Kunde „Feuer!“ schreckensbleich anstarrten. Man macht sich wohl keinen Begriff von dem Entsetzen, den dieser Ruf auf weiter See, dazu noch in der Nacht, selbst in die unerschrockensten Herzen schleudert. „Schnell die Kleider an und hinauf!“ rief ich. Dann gelobte ich laut in meinem und meiner Gefährten Namen dem hl. Herzen Jesu eine Novene von heiligen Messen, beiprengte rasch noch das Schiff mit geweihtem Wasser und folgte den Andern. In weniger als zwei Minuten waren wir oben. Wir fanden die andern Passagiere schon auf dem Hinterdeck des Schiffes. Ein Glück war es, daß keine Kinder und nur drei Frauen sich auf dem Schiff befanden. Kein Schreien, kein Jammern ward gehört, wie vom Schrecken gelähmt und bebend standen wir alle da und schauten nach der Mitte des Schiffes, von wo der laute Commandoruf des Kapitäns ertönte. Wir konnten weder Rauch noch Feuer erblicken und meinten deshalb, es müsse im unteren Raume brennen. Deutlich aber und laut hörten wir das Rauschen und Zischen des Wassers, das sich wie ein Bach in unser Schiff ergoß. Wir glaubten, das sei mit Fleiß geschehen und man habe eine Luke geöffnet und lasse das Meerwasser herein, um das Feuer zu dämpfen. Aber da kommt der Kapitän zu uns und erklärt, das Schiff stehe nicht in Feuer: man habe nur so gerufen, um Alle vor der dringenden Gefahr zu warnen und schnell auf's Verdeck zu bringen. Vielmehr sei ein fremdes Schiff dem unseren in die Seite gerannt und habe die Eisenwand bis unter die Wasserlinie durchbrochen. Nun riefen die Passagiere, da sie merkten, daß unser Schiff sinke: „Kapitän, sorgen Sie für uns! retten Sie uns!“

Der Kapitän bat uns, ruhig auf dem Hinterdeck zu warten, und versicherte mit großer Ruhe, es würden Alle gerettet. Zugleich gab er Befehl, die Schwimmgürtel zu vertheilen. Jeder ergriß einen der Rettungsringe oder eine der mit Kork besetzten Jacken, und einer schnallte sie dem andern mit fieberhafter Eile um den Leib. Da standen wir jetzt bereit und harreten zitternd auf die Rettungsboote. Der Kapitän war wieder nach vorne geeilt, wir hörten seine lauten, festen Befehle und die kurzen, bereitwilligen Antworten der Mannschaft; dieß gab uns etwas Muth. Wir konnten von unserem Platz aus die Stelle nicht sehen, wo die Schiffswand



durchbrochen war, aber wir hörten das Rauschen des Meeres, das wie ein Wasserfall in unser Schiff stürzte, wir sahen es immer tiefer sinken, und dieß erfüllte jede Brust mit Grausen. Endlich sahen wir eines der Rettungsboote auf dem Meere schwimmen; schon ist auch der Kapitän an unserer Seite und ruft dem Bootsmann zu: „Hierher! Das erste Boot für die Passagiere!“ Blitschnell schoß es heran und legte sich fest an die Seite des Schiffes. Dann ließen wir uns an Stricken hinabgleiten und wurden untergebracht; da kam das zweite Boot, halb mit Matrosen gefüllt, und nahm die übrigen auf. Es stieß ab und fuhr hinaus in die See. Gerne wären wir ihm gefolgt; aber der Offizier, der unser Boot führte, wollte den Kapitän aufnehmen, der noch immer hoch oben auf dem Verdeck des Schiffes stand. So lange noch Jemand in Gefahr und irgend etwas zu retten, die Boote flott zu machen waren, hatte unser braver Kapitän keine Spur von Schrecken oder Verwirrung gezeigt; fest und besonnen erteilte er die Befehle, legte selbst mit Hand an, die Rettungsboote flott zu machen, und wich nicht von der Stelle, bis alle Passagiere in Sicherheit waren. Jetzt aber, nachdem alle Reisenden und auch der größte Theil seiner Mannschaft gerettet waren, als nichts mehr zu thun übrig blieb, als sich selber zu retten, da übermannte ihn der Schmerz: laut weinend und schluchzend lief er auf dem Verdeck umher und wollte sein sinkendes Schiff, sein einziges Hab und Gut und seine einzige Hoffnung, nicht verlassen. Da riefen ihm die Offiziere aus den Booten zu: „Kapitän! Kapitän! fasset Muth! seid ein Mann und kommt! kommt!“ Endlich faßte sich der arme Mann, schwang sich über Bord und glitt in unser Boot.

Jetzt war es aber auch die höchste Zeit, dem Strudel des immer schneller sinkenden Schiffes zu entgehen. Um ein Haar hätte es uns mit in die Tiefe gezogen. Denn das fünffingerdicke Tau, womit wir an dem Dampfer festgebunden waren, wollte sich trotz alles Zerrens und Reißens nicht lösen. „Ein Messer! Ein Beil!“ tönte der Ruf der Matrosen. Keines war zur Hand. Endlich fand sich doch eines — und nun wollte ein Matrose den Strick entzwei schneiden, aber es ging nicht; unser Boot schwankte hin und her — und mit dem Boot das Tau. Da rief einer: „Leg es fest auf die Kante des Bootes!“ Es geschah und endlich waren wir frei. „Fort!“ lautete das Commando; die Ruder senkten sich in's Meer und wir flogen dahin über die Tiefe. Wohin? Niemand wußte es. Nur fort so weit als möglich von der schrecklichen Stelle, die unser Grab werden konnte. Nach einigen Minuten hielten die Matrosen mit Rudern ein. Wir blickten zurück; da schoß unser Schiff mit dem Vordertheile voran in die Tiefe; noch einen Augenblick schaukelten die schlanken Masten im Mondlichte, dann waren auch sie verschwunden, wir sahen nur Fässer und Kisten und Bretter in buntem Durcheinander an der Stelle umherschweben, wo vor einer halben Stunde noch unser stolzer Dampfer ahnungslos die Wellen durchschnitt. Raun 21 Minuten waren seit dem Zusammenstoß und dem Sinken unseres Schiffes vergangen.

Zum Glück war bei dem Zusammenstoße das Meer ruhig. Denn bei starkem Wind und hochgehender See wären wohl wenige von den 23 Passagieren und 50 Matrosen gerettet worden. Es wäre uns sonst wohl gegangen wie der „Stadt Havre“, welche vor 9 Jahren, am 22. November 1873, in denselben Gewässern einem ganz ähnlichen Schicksale zum Opfer fiel. Von 313 Menschen, welche sie an Bord hatte, ertranken nicht weniger als 226, während wir nur zwei Menschenleben zu beklagen hatten. Ein Heizer und ein Maschinist ertranken gleich beim ersten Zusammenstoß im Maschinenraum, indem das Wasser mit solcher Gewalt und Schnelligkeit durch den Leck einströmte, daß sie sich nicht mehr retten konnten. Der Heizer war ein ganz junger Mensch von 21 Jahren, den seine arme Mutter in New-York um keinen Preis auf die See gehen lassen wollte. Mit Thränen bat sie ihn, einen anderen Beruf zu ergreifen, damit sie nicht, wenn er umkomme, kinderlos und verlassen sei. Aber der Sohn setzte seinen Willen durch. Da kam die Mutter selbst auf's Schiff und empfahl ihr Kind der Sorge des Maschinisten. Er versprach es und Beide fanden den Tod. Auch der Schiffsarzt entging nur mit genauer Noth demselben

Zoos. Als die Schiffswand eingedrückt wurde, klemmte sich die Thüre seiner Kabine zwischen den Pfosten so fest, daß er sie trotz aller Versuche nicht öffnen konnte. Ein Beil hatte er nicht bei der Hand und er mußte alle seine Kraft der Verzweiflung aufbieten, um die Thüre aufzuschlagen und sich zu retten. Wir selbst konnten von Glück sagen. Denn der zweite Stoß hatte das Schiff nur vier Fuß von unserer Kabine entfernt getroffen, und dicht neben uns strömte das Meer herein, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten. Wäre die Wand nur einige Fuß weiter links gebrochen, so wären wir wahrscheinlich alle vier in der Kabine ertrunken. Ja, Gott hat uns sichtbar beschützt und ihm sei Dank dafür, und das Leben, das er uns noch gelassen, sei ihm allein geweiht.

Wie war es aber möglich — diese Frage muß sich nothwendig Jedem aufdrängen —, wie war es überhaupt möglich, daß in ganz mondheller Nacht, bei stillem, klarem Wetter und ohne eine Spur von Nebel, während die Signallaternen hell und auf mehrere Meilen sichtbar brannten, und die Wachen ausschauten: wie war es da möglich, daß zwei große Dampfer auf einander stießen? Diese Frage möge das Admirals-Gericht in New-York beantworten. Ich will, obgleich ich selber nichts davon gesehen habe, der Vollständigkeit halber das hier beifügen, was mir der Offizier erzählte, der zur Zeit des Unglücks die Wache hatte. Er sagte mir am anderen Tag, er habe den Dampfer schon von weitem uns entgegenfahren sehen. Rechtzeitig habe er dem Steuermann zugerufen, links zu steuern, und habe auch dem fremden Dampfer dasselbe Signal gegeben. Jener aber muß es mißverstanden haben, denn er steuerte rechts und fuhr so mit voller Gewalt gerade mitten in die Flanke unseres Schiffes. Durch den furchtbaren Anprall wurde der anrennende Dampfer etwas zurückgestoßen, aber da seine Maschine noch arbeitete, trieb ihn die Schraube zum zweiten Male auf uns. Das Loch in unserer Schiffswand sei so groß gewesen, daß an ein Stauen der eindringenden Wogen nicht zu denken war, vielmehr habe der Kapitän gleich befohlen, die Rettungsboote in's Meer zu lassen. Aber zwei derselben waren beim Anprall zerdrückt und unbrauchbar geworden, so daß uns nur noch drei übrig blieben; überdies wäre keine Zeit gewesen, mehr als drei flott zu machen. Und da war es wieder ein Glück, daß nur 73 Menschen sich auf dem Schiff befanden, denn auch nur zehn weitere hätten keinen Platz mehr in denselben gefunden. Daß unser Schiff bei seinem gewaltigen Leck noch 20 Minuten über Wasser blieb, ist sehr zu verwundern. Man möchte glauben, Engelhände hätten es getragen, bis wir Alle gerettet waren.

Nach dieser Abschweifung kehre ich jetzt zur Beschreibung der weiteren Ereignisse zurück. Unser Dampfer war versunken und unsere Boote hatten das Weite gesucht. Jetzt lagen wir still und schauten uns rings nach dem unglücklichen Dampfer um, der unser Schiff in den Grund gebohrt hatte. Aber auf der mondhellen See war weit und breit nichts zu sehen als unsere drei Boote. Wir fuhrten näher zusammen, und unser Kapitän rief den anderen Booten zu, ob sie nicht wüßten, wo der andere Dampfer hingekommen sei. „Nein,“ lautete die einstimmige Antwort. Ahermals schauten wir nach allen Seiten aus, fuhrten hin und her und gaben laute Signale mit der Pfeife. Umsonst. Kein Schiff ließ sich blicken. Wo war es hingekommen? Kein Mensch auf unserem Schiff hatte während der Rettungsarbeit darauf geachtet. Hatte es sich aus dem Staube gemacht? oder war es wie das unsere versunken? Wohl eine Stunde fuhrten wir umher, um ein Schiff zu erspähen, das uns aufnehmen könnte. Das war eine qualvolle Stunde voll Angst und Ungewißheit, denn was sollte aus uns werden, wenn wir den Rückweg nach New-York in unseren kleinen Booten wagen mußten? Wir befanden uns 450 Meilen von der Küste entfernt auf hoher See, ohne Wasser, ohne einen Bissen Nahrung, ohne Schutz gegen die Witterung. Und wenn sich ein Sturm oder auch nur ein starker Wind erhob, wie sollten unsere überfüllten Boote sich über Wasser halten? So kauerten oder lagen wir voll Angst auf dem Boden; über unsern Köpfen weg ruberten die Matrosen. Es war eine höchst unerquickliche



Lage. Ich fing an, laut mit meinen Gefährten zu beten, und verdoppelte mein Gelübde von neun heiligen Messen zu Ehren des heiligen Herzens Jesu, wenn es uns ein Schiff finden ließe.

Siehe, da zeigt sich in der Ferne ein Boot. Es war von dem Dampfer, der uns in den Grund gebohrt hatte, ausgeschickt, um uns zu suchen. Dieser Dampfer selbst, Namens 'Lepanto', ein großes englisches Vieh-Transport-Schiff aus Hull, war nach dem Zusammenstoß schnell rückwärts gefahren, damit das Wasser nicht durch den großen Riß des Vordertheils eindringe. Mit Brettern und Segeln und großen Säcken voll Sägmehl wurde der klaffende Riß verstopft, und nun, nachdem es selbst vor dem Untergehen nothdürftig geschützt war, konnte es an unsere Rettung denken. Wir folgten dem Boot, das uns den Weg zeigte, und kamen bald zu dem Schiff. Jetzt erst konnten wir sagen: Gottlob, wir sind gerettet! Auf dem Verdeck angelangt, brachen wir beinahe ohnmächtig zusammen. Wir baten um ein Glas Wasser. Allein es war keines vorhanden. Denn das Schiff war nicht für Menschen bestimmt und eingerichtet, sondern nur für den Viehtransport. Zudem war das Schiff schon 16 Tage unterwegs und hatte sich nur mit dem nothwendigsten Vorrath versehen. Von dem aus dem Dampfkessel entnommenen lauwarmen Meerwasser, das man uns gab, trank ich mit heißer Begier; aber es wurde uns sterbensübel. Wir wurden nun in eine Kabine geführt, welche der Mannschaft als Speisekammer diente, und ich war froh, unter dem Tisch ein ruhiges Plätzchen zu finden, wo ich mich erschöpft niederlegen konnte. Die Nacht über blieben wir liegen, um am anderen Morgen nochmals zur Stelle des Unglücks zu fahren. Wir fanden das Meer mit Risten und Fässern und Holzstücken übersät. Das waren die einzigen Überreste unseres stolzen Schiffes.

Nun traten wir die Rückfahrt nach New-York an. Ein großes Segelschiff, das uns entgegenkam und uns anrief, ob wir Hilfe

brauchten, erhielt von unserem Kapitän 500 Dollars, damit es uns zurückbegleitete, im Fall uns noch ein Unglück zustoßen sollte. Wir mußten sehr langsam fahren, damit das Wasser an dem Riß des Vordertheils nicht zu stark einströme, und brauchten deshalb drei lange Tage, um nach New-York zu gelangen. Es waren qualvolle Tage; die einzige Speise, die man uns vorsetzte, und die aus Schiffszwieback, faulen Kartoffeln und übelriechendem Speck zu einem dunklen Brei zusammengekocht war, konnten wir nicht genießen. Da sich viele Kühe im Zwischendeck befanden, baten wir um etwas Milch. Sie wurde uns gebracht; war aber, da die Kühe auch sekrank waren, so übelriechend, daß sie uns heftiges Erbrechen verursachte.

Endlich sahen wir Land, und Land! Land! könnte es von allen Lippen. Drei Stunden von New-York blieben wir plötzlich liegen. Unsere geretteten Offiziere konnten nicht verstehen, weshalb das geschah, und erhielten auch auf ihre Frage keinen Bescheid; sie meinten aber, der englische Kapitän des 'Lepanto' werde sich wohl auf eine 'Ausrede' besinnen. Denn daß die Mannschaft des 'Lepanto' an dem unglücklichen Zusammenstoß schuld sei, darüber waren sie einig. Und der Kapitän des 'Lepanto' schien auch so etwas zu fühlen; denn er war die ganze Zeit höchst aufgeregt und übelgelaunt. Nach dreistündigem Warten kam ein Boot und brachte die Hafen-Polizei und einen Arzt an Bord. Aber die Herren untersuchten nicht viel, sondern ließen sich den Schiffbruch erzählen. Nachdem sie befriedigt waren, fuhren wir weiter und kamen Sonntag den 24. um 4 Uhr Nachmittags in New-York an. Dort gingen wir sogleich in das Spital der deutschen Franziskanerinnen aus Aachen, wo wir herzlich aufgenommen wurden und uns von den ausgestandenen Strapazen erholten.

Dem heiligen Herzen Jesu aber, das uns so gnädig beschützt hatte, sei Lob und Dank gesagt.

## Für Missionszwecke.

	Mar.		Mar.		Mar.
Für die dürftigsten Missionen:		Für die Missionen in Afrika:		Von einem Gutsbesitzer durch Vermittlung des	
Aus Deggendorf unbenannt . . . . .	800.—	Von F. K. in B. . . . .	5.—	Herrn Oster in Aachen . . . . .	100.—
Von Wwe. Wechsler in Mosbach . . . . .	10.—	Für die Missionen in Ägypten:		Pro Papa:	
Alexius und Rubing in Deutsch Bello . . . . .	22.10	Von F. A. B. H. . . . .	3.—	Durch die „Deutsche Reichsg.“ in Bonn . . . . .	6.—
Zimmstadt durch P. C. E. V. . . . .	13.—	Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell . . . . .	5.—	Von Zimmstadt durch P. C. E. V. . . . .	12.—
Wiediger Reuschling in Offenburg . . . . .	2.60	Für das Vikariat Ost-Bengalen:		Aus Feldkirch durch Stella matutina . . . . .	5.—
F. K. in Stuttgart . . . . .	10.—	Von F. A. B. H. . . . .	3.—		
Aus Feldkirch durch Stella matutina . . . . .	35.—	Für die Missionen in Nordamerika			
Von Pfr. Dr. Käsen in Ruhpolt . . . . .	20.—	(Msr. Faroud):			
Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell . . . . .	2.—	Von der Gräfin von Spee, geb. Gräfin von			
Für die deutsche Mission in Konstantinopel:		Robiano in Linz . . . . .	40.40		
Aus Weihenbrunn . . . . .	2.—	„ „ „ Mathilde von Robiano in			
Durch den „Westfälischen Merkur“ in Münster	5.—	Kummler . . . . .	40.40		
Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell . . . . .	4.80	Für die Missionen in Bosnien:			
Für die orientalischen Schulen:		Von F. A. B. H. . . . .	6.—		
Von Wwe. Wechsler in Mosbach . . . . .	5.—	Für die nordischen Missionen:			
Aus Strischow D. S. . . . .	15.—	Durch den „Christlichen Pilger“ in Speyer . . . . .	12.—		
Für die Mission in West-Longking:		Für den Missions-Verein:			
Von Pfr. Meusel in Hochheim . . . . .	6.—	Von Clara von Burghausen . . . . .	100.—		
Für die Missionen in Palästina:		Für den Kindheits-Jesu-Verein:			
Durch die „Deutsche Reichsg.“ in Bonn . . . . .	28.—	Von Zimmstadt durch P. C. E. V. . . . .	75.—		
Für die nothleidenden Priester in Sibirien:		Für den Bonifazius-Verein:			
Durch den „Westfälischen Merkur“ in Münster	3.—	Aus Deggendorf unbenannt . . . . .	260.—		
Von Pfr. Meusel in Hochheim . . . . .	6.—	Von dem Bonifazius-Verein in Burghausen . . . . .	40.—		
Für nothleidende Missionspriester zur		Für die Bonifazius-Mission in London:			
Personierung von heiligen Messen:		Durch den „Westfälischen Merkur“ in Münster	63.80		
Von Stefan Kellmann in Unterföden . . . . .	100.—	Zum Loskauf und Unterhalt von Hei-			
„ einem Gutsbesitzer durch Vermittlung des		dentkindern:			
Herrn Oster in Aachen . . . . .	300.—	Vom Kapuziner-Hospiz Neudtting . . . . .	264.—		
Für die Mission am oberen Sambesi		Von der Pfarrei Moosen, durch Herder & Co.			
(Südafrika):		in München . . . . .	7.—		
Von Wwe. Wechsler in Mosbach . . . . .	10.—	„ Ungenannt durch dieselben . . . . .	15.—		
Durch die „Deutsche Reichsg.“ in Bonn . . . . .	21.80	„ einem Dienstmädchen in Neustadt . . . . .	21.—		
Herder & Co. in München . . . . .	2.50	„ Frau K. aus Neustadt . . . . .	60.—		
Ben Antonius . . . . .	30.—	„ Zimmstadt durch P. C. E. V. . . . .	40.—		
Aus Feldkirch durch Stella matutina . . . . .	8.—	Für Loskauf und Unterhalt von Regers-			
		kindern:			
		Aus Kronburg . . . . .	10.—		

### Zusammenstellung

der in Nro. 1 bis 12 der „Missionen“, Jahrgang 1882 (1. Januar bis 1. December), verzeichneten Beiträge.

Gingegangen laut Nro. 1:	M.
2:	3 738.60
3:	13 422.37
4:	14 421.89
5:	6 227.12
6:	5 686.93
7:	3 258.20
8:	2 936.30
9:	3 554.88
10:	6 719.81
11:	11 038.31
12:	2 473.78
Summa:	6 071.73

Summa: M. 79 549.92

worüber Quittungen im gleichen Betrage vorliegen.

Freiburg (Baden), 7. November 1882.

F. J. Sutter,  
Theilhaber der Herder'schen Verlags-Handlung.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlags-Handlung in Freiburg.  
Buchdruckerei der Herder'schen Verlags-Handlung in Freiburg (Baden). — Redaktions-schluß und Ausgabe: 22. November 1882.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.